

Prüfung

Das Werk



Ehrenmal

für die im Weltkrieg gefallenen Werkkameraden des Bochumer Vereins.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XXII. Jahrg.

Düsseldorf



Nov./Dez. 1942

Heft 5/6

Das Werk

XXII. Jahrg.

Düsseldorf, November/Dezember 1942

Heft 5/6

Ruf in die Zeit.

Je flutender das Jahrhundert aus seinen Ufern tritt, um so mehr wird jeder einzelne einer Festung gleichen müssen, einem Wall in sich selber, wenn anders er nicht von den Unwettern niedgerissen werden will. Jeder hat zu verteidigen. Und er verteidigt das Ganze, indem er das Einzelne schirmt. Nicht den persönlichen Besitz freilich - auf den kommt es nicht an, sondern die inneren Provinzen des deutschen Menschen: seelische Kraft, Sitte und Geist, Gemütswerte der Kunst und Lebenswerte von Lehre und Forschung. Diese Schutzherzschaft kann nur einer ausüben, der fest im alten, heiligen Grunde wurzelt.

Fest sein und fest halten sind eine moralische Kraft, die in Zeiten der Erschütterung Wunder wirkt. Von solchen Menschen strömt Zuversicht aus und eine glaubensgeborgene Ruhe, die zur Haltung verpflichtet und an der die Pfeile des Zweifels abprallen. In Zeiten wie den unseren erweist es sich, ob einer festen Grund in sich besitzt, oder ob er dem schwankenden Rohre gleich von den ersten Sturmstößen hinweggefegt wird.

Geistesgegenwart verlangt ein kühles Herz und den unbestechlichen Blick für das Notwendige. Es kennzeichnet große Charaktere, daß sie in Notzeiten den Blick auf das Wesentliche richteten.

G. Leuterich.

Feldherr, Heer und Volk.

Eine Stimme aus dem Jahre 1868.

Was ein Staat vermag, zeigt sich erst im Kriege, die ganze Summe der aufgesammelten Kräfte findet dort ihren Spielraum. Was die Wissenschaft der Natur abgelauscht, was die Technik in der Bewältigung der Natur geleistet, was die Kultur an sittlichen Antrieben wachgerufen und großgezogen hat, alle Kraft der Begeisterung, alle Freudigkeit, sich für allgemeine Zwecke zu opfern, die feinste List und die großherzigste Kühnheit, die Liebe, die das Leben läßt für die Brüder, und die Treue, die den geschworenen Eid höher schätzt als Tod und Verstümmelung und tausendfache Marter: das alles findet erst im Kriege Anlaß, nicht als vereinzelt Erscheinung, sondern als herrschende Gesinnung in der ganzen Masse des Volkes hervorzutreten und sich geltend zu machen.

Über der ganzen wohlgegliederten Masse der Kriegsmacht aber, den kunstvoll bereiteten Maschinen und den sorgfältig herangebildeten Menschen, schwebt die überlegene Intelligenz des Kriegemeisters, immer bereit, alle vorhandenen Hilfsmittel im Angesichte der dringenden Gefahr auf das vorteilhafteste zu dem jedesmaligen Zwecke zu verwenden. Kein erhabeneres Bild kann die Menschheit in ihrer irdischen Erscheinungsform gewähren als den Feldherrn an der Spitze des Heeres, nun den Plan überlegend, nun ihn ausführend im Loben des Kampfes. Des Geistes Blick nach allen Seiten hin gerichtet, die Willenskraft straff auf die hohe Aufgabe gespannt, in hoher Seelenruhe die furchtbare Verantwortlichkeit tragend und die erhabene Pflicht erfüllend: so beherrscht der Feldherr, der es im wahren Sinne ist, das weite Feld mit den tausend und aber tausend Einzelaktionen, die Person gewordene Intelligenz und Willensenergie zugleich. Hinter sich fühlt er das Volk mit seinen Heiligümern, den Staat mit seinen Ehren, er, die Hoffnung aller Herzen. Das Leben der Tausende, das Geschick des Staates ist ihm anvertraut, und der heiße Drang der Minute krönt oder vereitelt sein Streben. Besonnen faßt er die unendliche Fülle von Erscheinungen mit der Kraft bildender Phantasie zu einem Gesamtbilde zusammen, um den entscheidenden Mittelpunkt nicht aus dem Auge zu verlieren, und gibt das Leben von Tausenden preis oder rettet es je nach dem Wechsel der Lage. Sein Tun und sein Lassen entscheidet über weltgeschichtliche Geschehnisse.

In der Erfüllung eines solchen Berufes leitet den Feldherrn eine reiche Erfahrung und eine wohlgeübte Kunst. Denn der Krieg ist nicht eine wilde Rauferei, in der rohe Kräfte aufeinanderplagen; der Krieg ist auch kein Handwerk, dessen Kunstgriffe der eine dem andern absehen könnte. Mit selbstthätiger Geisteskraft vielmehr gilt es, die tote Regel zum lebendigen Gefühle zu erheben. Nicht bloße Naturkräfte sollen bewältigt werden; wirksamer als irgendwo sonst begegnet hier Menschenlist der Menschenlist, auf beiden Seiten das höchste Maß von Intelligenz und Kraft des Willens, über das ein ganzes Volk gebieten kann; auf beiden Seiten alle Muskeln angespannt, um den höchsten Zweck zu erreichen, die höchsten Güter zu verteidigen, der höchsten Not zu begegnen.

Alle Kunst des Krieges ist auf das unmittelbar Praktische gerichtet, alle Erfahrung der Vergangenheit wird für diese Kunst herangezogen; Übung soll bewirken, daß die künstlichsten und verschlungensten Kombinationen sich wie ein schlechtthin Einfaches vor dem geistigen Blicke auflösen. Raum und Zeit, bewegende und hemmende Kräfte sollen in die Berechnungen aufgenommen und mit Meisterschaft beherrscht werden. Es gilt, die höchste Menschenkenntnis zu bewahren, den Gegner zu durchschauen, ihn nicht zu hoch, nicht zu niedrig zu schätzen, den rechten Mann herauszufinden und an den rechten Platz zu stellen, entschlossen zu sein ohne Übereilung und sorgfältig ohne Kleinlichkeit. Die immer wechselnde

Situation will mit sicherem Blick erfaßt, das rechte Verhältnis von Zweck und Mitteln mit unfehlbarem Takte beurteilt werden. Das nötige Material soll stets am rechten Ort und im rechten Augenblick zur Hand sein, Nahrung für Mensch und Vieh unter den schwierigsten Umständen herangeschafft werden. Zu alle dem, was die Kunst erfordert, kommt endlich die Bedeutung der Persönlichkeit selber. Der Feldherr soll durch eigenen Seelenadel Seelenadel wecken, durch eigene Zuversicht Zuversicht beleben; er soll ohne Übermut Vertrauen in die eigene Einsicht haben und einflößen, die volle Autorität des Befehles wahren und mit Menschlichkeit Zuneigung und Hingebung der Hohen und der Geringsen erwerben.

Und an dieser eigentümlichen Lüchigkeit und an dieser hohen Aufgabe des Feldherrn nimmt das ganze Heer, nimmt jeder einzelne in demselben nach dem Maße seiner Stellung, nimmt endlich das ganze kriegsführende Volk seinen Teil. Im Heere kann jeder gemeine Krieger zu einer Feldherrnrolle unter Umständen berufen und in kleinen Verhältnissen die Tätigkeit des Feldherrn nachzuahmen verpflichtet sein. Wie eine Kette wohlgeordneter Beziehungen geht vom Feldherrn das Recht des Befehls, dessen Schranke nur in dem Gebot des Höheren liegt, bis auf den geringsten Mann herab; vom Feldherrn strahlt die sorgfältig abgestufte Gewalt auf Unterfeldherrn über immer geringere Massen mit relativer Selbständigkeit innerhalb dieser so begrenzten Aufgaben aus, und der Geringsste findet Raum für die selbstthätige Bewahrung eigentümlicher männlicher Lüchigkeit, durch die er andern ein Führer und Vorbild zu werden vermag.

Hinter dem Heere aber steht das in friedlicher Tätigkeit nach Möglichkeit fortfahrende Volk, stehen mit den Greisen, Frauen und Kindern die nicht mehr zunächst zum Waffendienste verpflichteten Männer, alle, wo sie können, die kriegerische Aktion an ihrer Stelle unterstützend. Je größer die Not des Krieges, desto größer die Pflicht eines jeden, Opfer zu bringen für die gemeine Sache; je schwerer die Übel, desto größer die Bereitschaft, sie zu lindern und ihnen zu wehren. Nur ein solches Volk, das um der gemeinsamen Sache willen mit Freudigkeit und aus innerem Drange die Opfer bringt, die nötig sind, um den Zweck des Krieges zu sichern und die Leiden des Krieges zu verringern, nur ein solches Volk bewährt die Würdigkeit zu selbständiger und ruhmvoller staatlicher Existenz.

Für das ganze Volk ist der Krieg eine Zeit der Prüfung im eigentlichsten Sinne. Was es an Intelligenz, an materiellem Vermögen und an sittlicher Kraft besitzt, hier muß es sich zeigen. Jeder der beiden Gegner prüft den andern und wird von dem andern geprüft. Mag ein Volk jahrzehntelang friedlich gedeihen, materiellen Besitz anhäufen, in ausdauernder Arbeit Geschicklichkeit und Klugheit bewahren und eringen, durch die Pflege idealer Güter voranleuchten und Ruhm erwerben durch wissenschaftliche und künstlerische Leistungen, durch gute Sitte und vernünftige Ordnung: was mit alledem geleistet und gewonnen ist, offenbart doch eigentlich erst die Stunde der dringenden Gefahr und der Zwang, kräftige Wirkungen nach außen gegen die ebenbürtige Macht zu üben. Und wäre das Geleistete auch noch so groß, mangelte aber die Fähigkeit, sich zu wehren und das Errungene zu sichern, so wäre eben alle frühere Arbeit vergeblich gewesen, und das Volk diente selber nur als Kulturdünger auf fremdem Acker.

Der Krieg, den ein Volk besteht, ist erst die Probe auf das Exempel; da erst zeigt sich, ob die Aufgabe, welche dem Volke durch sein Zeitalter und seine Lage gestellt ist, von demselben in rechtem Sinne aufgefaßt und gelöst worden ist.

Aus: A. Laffon „Das Kulturideal und der Krieg“. Berlin 1868.



Den Gefallenen zum Gedächtnis, der Gegenwart ein Mahnmal der Treue bis in den Tod, zukünftigen Generationen das Bekenntnis eines Geschlechtes, das aus dem Dunkel ins Helle strebt.
Plastik von Prof. W. Meller am Ehrenmal des Bochumer Vereins für die im Weltkrieg 1914/18 gefallenen Werkskameraden.

Von der schöpferischen Kraft des Krieges.

Rede des Studentenfürhrrs Wilhelm Eitel in der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

Es liegt im Wesen des Studententums, bewußter und glühender die Zusammenhänge des Krieges zu erleben. Nicht nur aus der Jugend des Studententums heraus, sondern auch aus der verpflichtenden Möglichkeit tieferer geistiger Schau.

Wir sind als junge Generation anders in diesen Krieg hineingezogen als die Generation von 1914. Wir können das kaum wissen und empfinden, wie das vor 1914 war. Wir haben das ja nie erlebt: Ein Reich in wirtschaftlicher Blüte, weltumspannender Macht mit Kolonien und allem Reichtum, wie ihn eine Weltmacht ihrer Jugend bietet. Wir wissen nur, daß 1914 ein Geschlecht, ja ein ganzes Volk, wie aus einem Rausch des herrschenden Mechanismus und der technischen Blüte in einen Krieg furchtbarster innerer Erschütterung und seelischer Probe jäh hineingenommen wurde. Aus flammender Auszugsstimmung 1914 wurde ein Erhos der nüchternen Pflicht und des rauschlosen Heldentums. Es ist anders gewesen vor diesem Krieg. Gewiß haben wir Jungen seit 1933 das Reich erlebt; doch kein sorgenfreies, kein Reich des äußeren Reichtums, kein Reich, das „die Freiheit, zu werden“ uns, der deutschen Jugend, geben konnte. Nein, dieses Reich ist

von Anfang an im Kriegszustand gewesen. So ist der Krieg nicht als das große Verhängnis, als die vernichtende Gewitterwolke über uns gekommen, sondern als die aufgezwungene, längst ins Auge gefasste Lösung eines notwendigen, unabwendbaren Ringens.

Und so ist es uns auch leichter gewesen, trotz der Furchtbarkeit des Krieges, trotz der Störung unseres Lebens, jene andere Seite zu empfinden und zu erleben: die schöpferische Kraft des Krieges. Von dieser Kraft will ich sprechen. Ich kann es nicht aus altersgereifter Lebenserfahrung oder aus wissenschaftlichem oder philosophischem Betrachtungsvermögen. Ich kann es nur aus kleinem Erlebnisbereich und dem Bekenntnis einer Jugend.

Es ist kein Gegensatz zwischen Krieg und Gestaltung. Zwar verbinden wir mit dem Worte Krieg den Klang des Greuels, einer zwar notwendigen, aber furchtbaren Vernichtung. Es ist ja auch so, daß der Eindruck des Verheerens sowohl beim kämpfenden Soldaten als auch beim Menschen der Heimat immer der erste, übertönende ist. Doch inmitten von Zertrümmerung und Tod wirkt, meist leise und unbewußt, als Größeres eine Gestaltung, nur in mancher gehobenen Stunde in unser

Bewußtsein dringend, aber um so mächtiger und tiefer. Ich meine nicht nur die Tatsache, daß mit dem Sieg die Möglichkeit errungen wird, nach dem Willen des Siegers den Frieden aufzubauen: gemeint sind jene schöpferischen Kräfte, die durch den Kampf und während des Kampfes den Einzelmenschen ergreifen, das Volk umwandeln oder in einem schon gewonnenen glücklichen Zustand reifer und härter werden lassen. Wo die ganze menschliche Existenz aufgerufen wird, wo sowohl der einzelne wie die ganze Nation vor Entscheidungen gestellt werden, die mit Zerstörung und Tod verbunden sind, da geht entweder diese Existenz zugrunde oder es erwachen schöpferische Gegenkräfte. Diese Gegenkräfte sind dem Starcken, der das Befehl seines Wesens erfüllt, immer gegeben. Und so treten neben die Wertvernichtung als unwägbare Werte Tapferkeit, Mut, Selbstbewußtsein, Behauptungswille: sie aber sind die entscheidenden und werden dort voll und ganz wirksam, wo der Krieg nicht Angelegenheit von Soldnern ist, sondern das ganze Volk ergreift. Das letztere war nicht immer der Fall. Die Kriege des mittelalterlichen Reiches sind Angelegenheit der Ritter und hernach der Soldner gewesen. Wir wissen, daß es der Siebenjährige Krieg gewesen ist, der zum erstenmal von der charakterlichen Größe des Latmenmenschen Friedrich her seine inneren Wellen über den Soldaten hinaus geschlagen hat. Zwar ist auch er noch kein Volkskrieg gewesen. Aber es ist nicht nur eine Wandlung der Dichtung und Literatur, wenn aus der sich selbst belligenden weichen Schäferpoesie die Kriegslieder eines Gleim oder eines Ewald v. Kleist werden, und wenn Goethe von ihnen sagt: „Sie behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der Tat entsprungen sind“ — so können wir allgemein von den Kriegen Friedrichs des Großen sagen: Sie bedeuten für Preußen Jahre entsetzlicher Not und Vernichtung und haben doch mehr geschaffen als alle Bemühungen selbst der größten und redlichsten Geister bis dahin, geschaffen durch die Charakterhaltung des heroischen Königs und seiner Soldaten! Aus Stunden wie vor Leuthen ist ein neues Ethos erwachsen, das nicht nur in den Namen Preußen einging, sondern Deutschland erfasste. Zwar ist, was im Kampfe des Siebenjährigen Krieges geboren wurde, im wesentlichen von der Armee getragen und von der preußischen Armee weiter gepflegt worden. Doch es waren damit Werte geweckt, die, weil sie Werte unseres Blutes waren, über die Zeit wirkten und zu Leitsternen für ein Volk werden mußten, je mehr aus dem Berufsheer ein Volksheer wurde.

Gibt es einen Beweis dafür, der leuchtender und größer wäre, als den Napoleonischen Befreiungskrieg 1813, der ein wahrer Volkskrieg war? Auf seinen Schlachtfeldern wurde das Reich zu einem Erlebnis und zu einer Sehnsucht, die nicht mehr schwieg. Begeisterte Sängere wurden die Rinder eines Volkssturmes, und wenn das, was die frohigen Lieder Ernst Moritz Arndts, Schenkendorfs, Theodor Körners mitreißend beschworen, doch nicht Gestalt finden sollte, so liegt es letzten Endes wohl daran, daß unser Volk erst noch durch tiefere Erschütterungen gehen mußte, um jahrhundertlang selbstangelegte Hindernisse auf dem Weg zum Reich zu überwinden.

Im Siegesturm wird kein Volk!

Volk wird, wo die größte Not zu letzter Charakterprobe zwingt! Waren 1864, 1866 und 1870/71 der Siegesturm über Frankreich solche Charakterproben? — Sie konnten es nicht sein, weil nicht ein Volk um Sein oder Nichtsein stritt, sondern ein genialer Feldherr seine Armeen zu glänzenden Siegen führte und ein großer Staatsmann einsam das Gesüge des Reiches zimmerte. So ist der Krieg 1870/71 ohne jene tieferwirkende Gestaltungskraft geblieben, die wir beim Siebenjährigen Krieg als das fruchtbarste Element erkannten. Gewiß wurde in Versailles die Gründung des Reiches zum berauschenden Glück und war schon viel Erfüllung. Doch

konnte das schon soweit sein, daß ein Volk für dieses Reich geworden war, wo so hoch sich der deutsche Sehnsuchtstraum erhebt und so tief das Wesen dieses Volkes in alle Gründe will? Konnte ein triumphaler Feldzug einem solchen Volke schon Volkverdung sein? Der Sieg von 1871 brachte viel Reichthum. An ihm hat die deutsche Seele gelitten. Welche Leistungen des Bismarck-Reiches — doch welche furchtbare Not ruft uns an aus dem Ringen eines Nietzsche, eines Paul de la Garde!

Dann kam wie ein unfasßbares gigantisches Naturereignis der erste Weltkrieg, und was in der glühenden Stunde von 1914 Volk und Reich war, wurde in die härteste Probe geführt, die je einer solchen Begeisterung folgte. Es hat für uns kaum etwas im Westfeldzug gegeben, was bleibender sein wird, als der Eindruck der alten Kampffelder und der zahllosen Heldenfriedhöfe. In den Gräben dieser durchfurchten und blutgetränkten Erde ist viel Leben ausgelöscht worden, es ist aber dort etwas gewachsen, was sich über das Leben hinaushebt. Das wird nie mit dem Verstand zu fassen sein, genau so wenig, wie ein Kluger das Lied von Langemarck mit dem Verstande begreift. Und doch wurde von den Jünglingen von Langemarck zum erstenmal in unbewußtem Ahnen die Einheit von Innerlichkeit und Macht des Reiches im Tode verkündet. Seitdem konnte die Gestalt dieses Reiches nicht mehr aus dem Traum aller durchseelten Kämpfer des großen Krieges schwinden, und unsterblich hat mancher Kriegsbrief gefallener Studenten uns diesen Traum offenbart. Wenn die größte Erkenntnis immer an der Grenze ist, dann mußte sie in jenem Krieg gewonnen werden; denn näher stand vier Jahre lang kein Volk an der Grenze des Übermenschlichen.

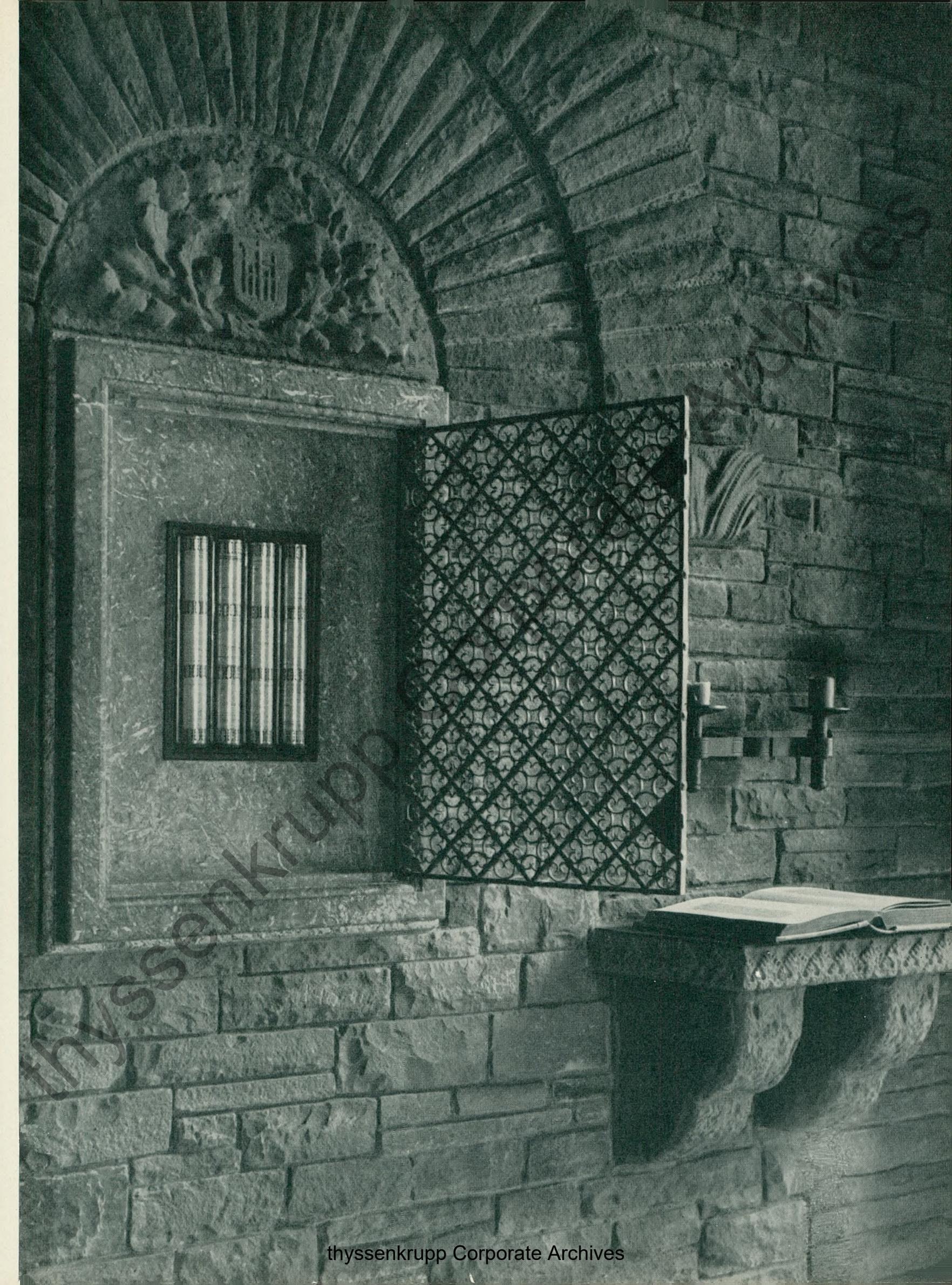
In der Kameradschaft des Grabens liegt der Ursprung der neuen Volksgemeinschaft, und der Geist des Frontsoldaten wurde erweckend und treibend für die Bewegung, die Deutschland retten sollte.

So ist der Weltkrieg die eigentliche Geburt der neuen Welt. Dieser Krieg aber, in dem wir nun stehen, ist bereits das Stahlbad eines neuen Reiches! Es spricht unser Gefühl jedesmal besonders an, wenn Japan vom „heiligen“ Krieg redet. Dort kämpft eine Nation mit ihren Göttern, ihren Ahnen, mit allem Heiligen in todesverachtender Treue zum Kaiser um ihr Ziel. Wir haben nur wenige Jahre gehabt, um zu uns selber zu finden, und über diese Jahre zogen schon die Wolken der kommenden militärischen Auseinandersetzung auf. Wir sind noch lange nicht fertig mit dem Auskehren des Alten und dem letzten Zusammenrücken und Verstehen in der neuen deutschen Volksgemeinschaft. Wir waren es noch ein ordentliches Stück weniger zu Beginn des Krieges. Und doch: welche inneren Reifeprozesse haben wir alle, jeder für sich und wir alle als Volk, in den Jahren vor dem Krieg und erst recht durch den Krieg erfahren! Für die tiefsten Werte unseres Lebens ist der Krieg kein Rückschlag, sondern ein schöpferischer Vorgang. Weil die Bewegung es längst vermocht hatte, die Quellen unserer Art freizulegen, erleben wir den Krieg wohl zum ersten Male aus der ganzen Kraft der erwachten Volkseele, je länger er dauert, um so bewußter und reicher. So erfahren wir auch mehr und mehr seine schöpferischen Werte. Der Soldat erlebt auch das intensiver als alle anderen. Weil er es erlebt, ist das Heer von einem Geist getragen, der die Wunder dieses Krieges schafft. Bei dem Kämpfer vorn vollzieht sich die Geburt dessen, was wir als die schöpferischen Kräfte des Krieges bezeichnen. Bei ihm am ersten, aber auch bei jedem Menschen der Heimat, die diesmal ja auch stärker von den Eindrücken des Krieges erfaßt wird als in allen bisherigen Kriegen.

Das Wichtigste ist wohl dies: Der Mensch steht wieder

Rechts:

Nische mit den Goldenen Büchern im U-Boot-Ehrenmal Kiel-Mölkendorf.
Lichtbild: Archiv Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.



unter Gesetzmäßigkeiten und Bindungen, die zu den ursprünglichen des Lebens gehören. Die Verstädterung unseres Daseins hat uns alle ja entfernt aus den uralten Bereichen und Beziehungen des bäuerlichen Lebens. Wir mußten das Land, die Erde wieder suchen, wir kennen so wenig mehr die Kraft, die aus dem Gesetz von Spannung und Entspannung kommt, wir standen keineswegs mehr so im Kreis der Jahreszeiten, wie unsere Vorfahren das natürliche Jahr unter dem Gesetz der steigenden und sinkenden Sonne erlebten. — Wie ist es uns als Soldaten ergangen? — Ja, welches Verhältnis findet nicht der Mann vorne zu der Erde, an die er sich beim Heranpfeifen der Granaten preßt, in die er sich ingräßt, die mit Baum und Strauch und Wind und Sonne und allen Geheimnissen der nächtlichen Stille wieder zu lebendigen Begriffen wird! So wie Tag und Nacht ihre Eigenart und ihr zwingendes Gebot offenbaren, so wird der Rhythmus von Spannung und Entspannung wieder zur besten Quelle der Kraft. Wie spannt sich der Bogen in den Stunden des Sturmes oder der außergewöhnlichen körperlichen Strapazen, wie einzigartig dafür aber auch die Stunden der Ruhe. Wo nicht überall und wie konnte man schlafen, wie wirkte das Bad im Fluß und wie mundete der Kranten Brot aus der Rocktasche!

Noch klarer unterliegt unser Verhältnis zum Kreislauf des Jahres der Einwirkung des Krieges. Nicht nur in den grundsätzlich verschiedenen Anforderungen des Sommers und des Winters an den Soldaten — der Gang der Sonne wird stärker als bisher zur Bewegung allen Lebens. Wenn der Führer vom Frühling spricht, wo wieder die Kräfte sich spannen zu neuem Schlag — dann erfaßt es das ganze Volk in der Hoffnung und in der Kraft, die uns immer aus der Verbundenheit des menschlichen Lebens mit den Gesetzen der uns umgebenden Natur erwächst.

Genau so ist das bezüglich einer anderen gestaltenden Kraft des Krieges: bei der Erweckung und Stärkung unseres Selbstbewußtseins. Es ist doch so, daß der letzte Einsatz für jeden von uns die wohl höchstmögliche Antwort auf die nie ganz zu beantwortende Frage gibt: Wer bin ich? Wo liegen meine Kräfte, wo meine Grenzen? Es ist die Gelegenheit des Lebens, sich selber auf den Grund zu sehen, einmal vor sich allein geradezustehen. Das gibt nicht nur dem einzelnen ein höheres Bewußtsein seiner selbst, sondern gibt endlich unserem Volk den nötigen Stolz und das nötige Vertrauen auf seine eigenen Werte. Wie hat der siegreiche Weg durch die europäischen Länder mit seinem eindringlichen Anschauungsunterricht den Blick des einfachen deutschen Menschen geweitet, wie ist das auf der russischen Weite und auf den anderen Kriegsschauplätzen noch gesteigert worden, bis zu dem Augenblick, wo mit dem Kriegseintritt Japans die Finger des schlichten deutschen Landsers noch zaghaft über die Weltkarte wanderten und vom Großen etwas verspürten, das als Neues durch die jungen Völker der kommenden Weltordnung geht.

Es ist keineswegs die Steigerung des Bewußtseins nur äußerer Kraft, viel wesentlicher ist die Steigerung des inneren Wertgefühls. Hand in Hand damit vollzieht sich mit der längeren Dauer des Krieges und seinen größer werdenden Opfern ein verstärktes Hinwenden des ganzen Volkes zu den Werten des Überfünftlichen. Die letzten Dinge des Seins unterliegen ja einer ernsthaften Prüfung, und im Ringen unserer Weltanschauung wird der Krieg wohl der ehrlichste Durchbruch der Reinen und Starken werden. In der hehrsten Form spiegelt sich diese Wandlung im Verhältnis des Volkes zur Kunst wider. Hier zeigt sich ganz offenkundig, welche säubernde und neuerweckende Kraft der Krieg bedeutet. Es hat wohl seinen tiefsten Grund darin, daß, je mehr durch den schweren Kampf der Bestand des Vergänglichsten gefährdet ist, um so höher und heiliger die Güter des Unvergänglichsten, Zeitlosen bewußt werden. Und inmitten von Kampf der Front und Sorge der Heimat sind unsere Kulturgüter nicht mehr

Beigabe und Schmuck, sondern Rechtfertigung und Bürgschaft des Lebens. Daher kommt es, daß unser Volk so gereift ist in seiner Teilnahme und in seinem Geschmaek für Dinge des Kulturgemuffes, und daher kommt es, daß uns in dieser Zeit eine Sinfonie von Beethoven mehr gibt als je zuvor. Denn das ist ja die eigentliche Rechtfertigung des Reiches und des Machtanspruches dieses Reiches, und im Vergleich mit der Kultur des Begners gewinnt der Soldat einen sonst wohl nie möglich gewesenem Maßstab. Wie groß aber ist die Schöpfungskraft, die aus dem unmittelbaren Geschehen des Kampfes selber geboren wird!

Das Soldatenlied ist hier der untrügliche Wertmesser. All die herrlichen Lieder der verschiedenen Feldzüge und der verschiedenen Truppengattungen — sie tun kund, in welchem Bewußtsein der deutsche Soldat diesen Kampf kämpft. Ihnen zur Seite treten die Schöpfungen unserer jungen Dichter. Wenn der Führer vom Ostfeldzug als einem gewaltigen Heldenlied in der Geschichte unseres Volkes sprach, dann ahnen wir etwas von der Bedeutung eines solchen Kampfes, wenn einmal das Schicksal den genialen Sänger dieses Krieges uns schenken wird. So wie die neuen Waffen unseres Kampfes, vor allem das Flugzeug und der Panzer, ein ganz neues Gefühl geboren haben, so spiegelt sich dieses neue Hochgefühl in durchseelter, zuchtvoller Sprache in Versen wider, die uns eben auch so viel bedeuten, weil sie „durch und mit der Tat entstanden sind“. Als unvergängliche Zeugnisse der Kraft unserer Seele in diesem Kampfe, unmittelbar aus dem Kampferlebnis dieses Krieges geboren, werden Verse noch in ferner Zeit weiterleben, wie diese vom „Fliegertod“:

Dein Antlitz leuchtete von jenem Licht,
Das du geliebt und noch im letzten Schraun
Mit einem Lächeln grüßtest. Dein Gesicht
War ohne Schmerz und ohne Todesgraun,
Fast hell, fast heiter. Viele glaubten nicht
An Deinen Tod und hatten kein Vertraun
Zu einem Sterben, das so leicht geschah,
Als wär's ein Wink. Lebt wohl! Es ist nun Zeit!
Klagt nicht, denn wo ich bin, bin ich euch nah.
Lebt wohl, ihr Freunde, seht, ich geh nicht weit.
Hört ihr den Wind? Sind noch die Wolken da?
Dort will ich hingehn: In die Ewigkeit des Lichts.
Seht ihr das Licht? Seht ihr den Tag,
Den strahlenden, sich neigen? Ja, er ist's,
Der große, starke, ohne Stundenschlag.
Gleich ist er über mir und rührt mich an.
Herr Gott, hab' Dank, ich sehe dich. Du bist's!
Nun weiß ich, daß ich niemals sterben kann!

Eine Wirkung soll am Ende erwähnt werden: Der Krieg gibt uns das Maß für das Wesentliche. Das Notwendige ganz anpacken, damit fertig werden — und auf das übrige verzichten können, das müssen wir mit jedem Tag mehr lernen. In einem Augenblick, in dem wir durchmüssen mit aller Kraft, wird das Unwesentliche unwürdig und verantwortungslos! Was über allem steht, ist die Kraft des Opfers und vor allem des Opfertodes. Wo eine höhere Stufe des Menschentums erreicht werden soll, steht am Anfang das Opfer. Der Tod des Kameraden bleibt ein nicht mehr schweigender Anruf für die Überlebenden, der Tod der Besten des Volkes ist die heilige Saat für die Erfüllung eines höheren Schöpfungsauftrages, das Opfer ist die Quelle all der Wandlung, die der Krieg hervorruft. Ja, der Krieg ist wahrhaftig ein großer Erwecker und Gestalter! Weil er es ist, sagen wir „Ja“ zu ihm. Kein Ja, das ihn herbeiwünscht — er bleibt immer ein Schrecknis und ein Übel. Kein phrasenhaftes Ja, das von der Betrachtung und nicht aus dem Erlebnis kommt. Ein Ja von jungen Menschen, die, wenn Krieg ist, ihn mit aufgeschlossener Seele nehmen und aus seinen Gestaltungs Kräften heraus sich heben.

„Höher
als das
Leben...“

Von

J. G. Lettenmair.

Ausschnitt
aus dem Ehrenmal
des
Bochumer Vereins
für die im Weltkrieg
gefallenen
Arbeitskameraden.

Lichtbild: Kurt Künstl.



Noch tief im Frieden des Jahres 1913 war es. Der herbstliche Tag verströmte unwirklich tiefe Bläue. Eine Geruhigkeit lag über allem, wie sie nur die schwere Sonnensatttheit des Südens kennt.

Wir waren vom weißbeträngten Saum des Meeres hergekommen, mitten durch die Weingärten, aus denen weiße und rote Lücher leuchteten. Wir waren ganze vierzehn Jahre alt, eben aus dem Norden zum ersten Male hierher gekommen, hatten zum ersten Male die Bläue des südlichen Meeres geschaut, den herbwüchigen Duft der septemberlich späten Blumen und Kräuter gerochen, und wir waren, noch befangen davon und von all den vielen anderen uns seltsamen Dingen, wieder in die Stadt zurückgekehrt, die uns mit fremdlautigem Lärm empfing. Ein Lärm, der jäh über uns herfiel wie eine mächtige Woge, die den unbändigen Willen in sich trägt, alles in ihre Gewalt zu ziehen.

Auf einmal weitete sich die Straße, eine Baumreihe führte

in die Ferne, es sah wieder nach Garten und Landschaft aus. Uns geschah urplötzlich, als stünden wir an der Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit. Und wie im Erwachen sahen wir hinter den starkstämmigen Bäumen ein großes, mächtiges Gebäude, nüchtern in seinem Bau, aber doch irgendwie anheimelnd und leise Erinnerungen an die deutsche Heimat wachrufend. Ja, wir spürten das alles gemeinsam. Unversehens standen wir still, und zwei hatten einander an der Hand gefaßt, wie richtige Kinder es tun in Augenblicken der Überraschung und des Staunens, doch wie es Maschinenjungen der k. u. k. österreichisch-ungarischen Kriegsmarine nimmermehr zustand. Die beiden mochten das auch begriffen haben, denn plötzlich öffneten sich ihre Hände, um dann, wie beschämt, lang und dünn an den Knabenkörpern herabzuhängen. Unsere Blicke blieben indes wie gebannt an der Mauer des baumumstandenen Hauses haften, ungläubig und froh zugleich über das, was wir dort lasen: einen deutschen Satz.

Ja, einen kurzen deutschen Satz. Das sei nichts Besonderes, meint ihr? O doch! Denn bedenkt, es war weit aus dem deutschen Raum, in einer fremden, uns irgendwie feindlich anmutenden Stadt im Süden, der doch ganz anderslautig ist in seiner Zunge und fern und fremd unserem Denken.

Wir sahen auf diese halbmetergroßen erzenen Buchstaben, die sich weithin über die Front des Gebäudes zogen. Dann blickten wir einander an, und unsere Augen waren zu dieser Stunde wieder klar und hell geworden. Alle Müdigkeit hatten sie verloren. Einer sagte ein stilles, gutes Wort. Er sprach davon, wie beglückend es sei, in der Fremde unversehens auf einen Satz aus unserer Muttersprache zu stoßen. Auf einen Satz zumal, der nicht flüchtig verhauchen, ja selbst vom Sturme nicht hinweggerafft und verweht werden konnte, sondern der, in Erz gegossen und den edlen Schmelz der Patina tragend, allem standhielt, was da kommen wollte. Ja, davon sprach der junge Kamerad — aber er sagte nichts über den Sinn der Worte, die wir eben gelesen hatten. Und so wie dieser eine schwieg, blieben auch wir anderen still.

Fand keiner Ursache, darüber zu reden? Ich weiß es nicht, denn weder damals noch später ging unter uns je die Rede um den Inhalt dieses deutschen Satzes in fremdem Land. Aber ich glaube, er war uns zu selbstverständlich, zu sehr im Blute verhaftet, als daß wir darüber erst hätten reden müssen. Und ist es nicht so, daß man über Dinge, die einen am tiefsten und nachhaltigsten berühren, nicht sprechen will? Ich weiß, daß dieser kurze deutsche Satz uns allen im Herzen blieb. Nein, nicht nur im Herzen — in unserem ganzen Sein! Wie könnten wir uns sonst nach so vielen Jahren an ihn und diese herbstliche Nachmittagsstunde derart gut erinnern?

Um ein Jahr später war Krieg. Und wenn es auch noch eine Weile dauerte, bis wir halben Kinder mit daran teilhaben durften: Wir kamen noch reichlich zurecht, unsere jungen, starken Herzen für das Reich und für die Heimat einsetzen zu können.

Als wir den Flaggeneid geschworen hatten, den Eid des Soldaten, hatte ein Offizier, selbst jung und voll unbändiger Kraft, zu uns gesprochen. Und es waren, erweitert um manches rhetorische Beiwerk, die gleichen Worte, die wir in friedvoller Zeit an jenem Hause gefunden hatten, mitten in der fremdlautigen Stadt.

Wir nahmen diese Worte aufmerksam auf, aber sie waren uns, ich muß es nochmals sagen, zu vertraut aus der eigenen Seele oder schon aus irgendeinem fernen Leben her, als daß wir sie als besonders neu und erregend empfunden hätten. Vielleicht waren manche unter uns sogar unmutig darüber, zu etwas ermahnt zu werden, auf dessen Erfüllung wir brannten, seitdem wir das blaue Tuch trugen.

Man hatte uns dann, als der Eid geschworen war, über die ganze Flotte zerstreut. Auf schweren Panzern fuhren die einen, auf schnellen, schnittigen Zerstörern die anderen, und vierundzwanzig von uns, zu denen auch ich zählte, waren die allerstolzesten, weil man uns als Freiwillige für die U-Bootwaffe genommen hatte.

Da fuhren wir kampfhungrig los und hatten zu jeder Stunde den Tod als Weggenossen um uns, in vielerlei Gestalt. Wir lachten darüber! Wir waren so ungestüm jung, so hemmungslos zuversichtlich mit unseren siebzehn oder achtzehn Jahren. Stand einer unter uns, der etwa geglaubt hätte, er wäre nicht imstande, Großes und Größtes zu vollbringen? Nein! Wir lachten allem, was uns feindlich schien — wir höhnten dem Tode, der sich für jede Fahrt in den blauen Wassern der Adria und des Mittelmeeres zu Gast gemeldet hatte.

Wie war das doch damals, als beim Tiefstauchen unspöglisch, knallend vom hohen Druck, in hellem, breitem Strahl Wasser in das Boot schoß und die böse, feindliche Flut uns vernichtend in die Tiefe ziehen wollte? Wenige Befehle, hart und scharf, blitzschnelle Griffe von jungen, nervigen Säufeln, ein An-

spannen aller Kräfte des Geistes und Körpers — und wir erwiderten uns dem Verderben, das uns schon gierig umklammert gehalten hatte.

Oder ein wenig später bei einem Durchbruch durch Otranto, bei dieser Höllenfahrt, die Tag und Nacht währte, die sich nicht beschreiben läßt in all dem, was sie von Herz und Hirn und Nerven verlangte. Drei englische Zerstörer hatten uns erspäht. Bevor wir noch tief genug waren, jagte der eine von ihnen heran und stürzte sich mit ungeheurer Schnelle auf uns. Der Stahl des englischen Schiffsleibes pflügte mit furchbarer Wucht durch unsere Deckaufbauten, sie zerfegend und zerstörend. Wieder hatte der Tod nach uns gegriffen. Er hatte gemeint, uns diesmal leichter fassen zu können, da durch den Rammstoß alle Lampen im Boot geborsten waren. Und nur gar zu gerne greift der Tod im Finstern seine Beute! Pfauchend, wie ein wildes Tier, stieß durch die gelockerten Nietreihen das Wasser zu uns herein, die wir kopfüber auf achtundsechzig Meter gesunken waren. Der Tod wollte grausam sein, er kam ratenweise. Und dennoch bezwangen wir ihn. Mit unserem Glauben an die eigene Kraft und mit unserer Zuversicht. Zwölf Stunden später entstiegen wir der Tiefe und atmeten in langen, gierigen Zügen wieder die salzige Luft. Wir hatten die mondlose, stürmische Nacht als Verbündeten um uns. Sie hielt uns den Feind fern, der gewiß noch immer auf der Suche nach uns war. Und der Tod saß mürrisch in einer Ecke unseres U-Bootes und gab sich widerwillig für diesmal geschlagen.

Und dann, als uns tief unten im Mittelmeer, schon nahe der gelben Küste Afrikas, ein feindlicher Zerstörer jagte und uns Wasserbomben in die Tiefe nachsandte: Die Gewalt ihres Herrens zerstörte wieder unsere Beleuchtung, Wasser schoß ins Boot herein wie damals, als man uns in Otranto gerammt hatte. Die Backbordmaschine fiel aus, wir konnten nicht pumpen, denn der Feind hätte das gehört. So schöpften wir mit Kübeln aus dem Achterraum des stark hecklastigen Bootes das steigende Wasser und reichten die Gefäße durch die Kette schneller Hände nach vorne, um ihren Inhalt in die Proviantbehälter zu schütten. Ein schier hoffnungsloses Beginnen! Aber es gelang im blitzschnellen Schöpfen und Arbeiten dennoch, das Wasser nicht bis an die Kollektoren der Elektromotoren steigen zu lassen. Damit war der Kurzschluß verhindert, der uns das Ende gebracht hätte. Als nach mehreren Stunden des Gejagtwerdens oben auf See ein Wind aufsprang, der dem Feind das Gehör wegnahm, so daß er uns trotz seiner Horchapparate nicht hören konnte und uns nicht mehr fand, sah sich der Tod auch diesmal um seine Beute betrogen, die ihm schon so sicher geschienen hatte.

Und wieder — nein, wozu so viel erzählen? Genug davon! Denn wir konnten, sooft wir ausfuhren, den Tod in seine Ecke verweisen, in all den Kriegsläufen bis in die späten, herbstlichen Tage des Jahres 1918. Unbekümmert lebten wir ein Leben der kämpferischen Jugend. Einmal lasen wir irgendwo ein lobendes Wort über uns, über den Wagenmut der U-Bootfahrer. Wir taten mehr als unsere Pflicht, hieß es. Dieses Wort hat uns damals ein wenig beschämt. Wir sahen in dem Worte „Pflicht“ niemals den Leitstern, wenn wir gegen den Feind fuhren. Wir waren Kämpfer aus Freude am Kampf und aus einer inneren Verpflichtung heraus, die wir stärker und größer empfanden als das Wort Pflicht, das uns vorkam, als rieche es nach Nüchternheit — als sei es ein Gesetz, das nicht die Natur uns gegeben hat, ein Gesetz, das nicht abnuschwer tief in unserer Seele liegt von dem ersten Träger unseres Blutes her, sondern eine Mahnung an die Säumigen. Uns bedeutete Pflicht nur Selbstverständlichkeit und somit etwas Geringeres als das, was wir im Herzen trugen. Pflicht wurde von uns allen als die unterste Grenze eines gewaltigen Etwas gefühlt, das wir damals in dem Sommer unserer Jugend noch nicht begreifen konnten. Wir wußten



Infanteriepaßzug im Tatarengaben bei Perekop auf der Krim.

Zeichnung von Lipus (M.).

nicht, daß dieses Etwas, im Grunde genommen, der volle Raum unseres Lebens ist, den jeder Mensch in Entfaltung seiner ganzen Kräfte aus eigenem zu formen und zu füllen den Auftrag in sich trägt.

Ja, Pflicht war nur die unterste Grenze dieses Raumes. Eine Grenze nach oben kannten wir nicht. Da gab es keine, da konnten wir uns ausbreiten mit unserem unbändigen Willen, mit unserer Kraft, und wir stießen vor in eine weite, weite Welt.

Wir glaubten, alle Menschen müßten so empfinden, wir kannten noch nichts anderes. Um so härter traf uns der Schlag des November 1918, der mit einem Male so vieles zerstörte und zerschmetterte. Mit dem großen Reich fiel seine Arme, fiel und zerbarst alles von der Kaiserkrone bis zum Dasein des einfachsten Infanteristen.

Ich will nicht davon sprechen, wie sehr auch wir in uns alles zerbrochen fühlten, wie leer, fremd und feindlich uns die Tage waren, die wir in Gefangenschaft verbrachten, in die wir nach dem Zusammenbruch noch geraten waren. Aber auch dann, als wir wieder in die tief gedemütigte und gepeinigte Heimat kamen, blieben uns die Zeitläufte lange leer, fremd und feindlich. Man verlachte uns, die wir an vorderster Front gestanden hatten, man spottete unser und hieß uns Narren, die ihre Haut für nichts und wieder nichts zu Märkte getragen hätten. Wir begriffen diese Welt nicht, wir sahen verbittert unseren Glauben betrogen und unser gutes Wollen mißachtet. Anderer Geist triumphierte. Das war eine furchtbare Zeit. Und als das Schwerste empfanden wir, daß jeder zwar den Willen in sich trug, das Schlechte zu stürzen, daß aber jeder allein blieb und keiner es verstand, uns zu sammeln, um diesen geballten Willen zu einer Befreiungstat einzusetzen.

Die Zeit blieb nicht so hoffnungslos. Sie wandelte sich. Man sprach eines Tages vom einstigen Frontsoldaten bessere Worte. Ja, man entdeckte ihn sozusagen aufs neue. Und dann las man, das Frontsoldatentum wäre heroisch gewesen. Gewiß, so hieß es nun, und niemand konnte sich darüber mehr verwundern als wir. Heroisch wären wir gewesen? O siehe, wie schön dieses Wort klingt! Nur — wir hatten niemals gewußt, daß wir heroisch gewesen waren, während all der Jahre nicht, die wir vor dem Feinde standen, und hernach schon gar nicht.

Heroisch — wir empfanden den Ausdruck unserem innersten Denken ebenso ferne wie vorher das Wort Pflicht. Wahrhaftig, als Heroen hatten wir uns nie gefühlt! Wir waren jung gewesen, wir hatten nur das glaubensstarke, kampfhärtete Soldatentum gekannt, das wenig dem Sinn aller Dinge nachgeht und philosophiert, dafür aber in Taten handelt. Was war dann Pflicht, wenn dies als Heroismus bezeichnet wurde? War Pflicht die untere, Heroismus die obere Grenze jenes Raumes, in dem unsere Kräfte gewirkt hatten?

Doch allmählich verstanden wir den Sinn dieses Wortes: Es war nicht für uns Frontsoldaten erfunden, sondern für die vielen, noch immer allzuvielen anderen. Die sollten und mußten wachgerüttelt werden, sie mußten begreifen lernen, sie mußten hochgerissen werden aus ihrer Lethargie, die der Selbstvernichtung gleichkam. Es galt, ein ganzes Volk, viele, viele Millionen Menschen mit dem Geiste des Hohen, Starken und Großen zu erfüllen. Was konnte diesem Volke für den Kampf um den Aufstieg Besseres gegeben werden als die Erinnerung an das, was die tüchtigsten seiner Söhne von 1914 bis 1918 geleistet hatten?

Und das Volk horchte tatsächlich auf. Es wurde nach und

nach aufgeschlossen. Neues Leben, neue Zuversicht, in einem Ausmaße wie nie zuvor, floß durch Millionen. Mit diesem Erwachen, mit dieser Zusammenfassung aller Kräfte zu einem einzigen geballten Willen, war wieder die Reihe jener Taten möglich, die Deutschland groß machte, es in die erste Reihe der Nationen stellte. Und daß im Zuge dieser Geschehnisse von geschichtlicher Bedeutung wir Ostmärker wieder in das angestammte Reich zurückkehren konnten, das machte uns unsäglich glücklich und dankbar dem Geschick. Der Weg, den wir Deutschen zu gehen hatten, wurde klar, das Ziel so deutlich sichtbar, daß es keinen Zweifel mehr gab. Es war ein Weg zäher Arbeit, ein Einsetzen aller Kräfte auf viele, viele Jahre hinaus. Eine glückliche Zeit stand in ihrem Anfange; denn was kann ein Volk mehr beglücken als gewaltige Arbeit für den großartigsten Aufbau, den man sich denken kann?

Andere aber mißgönneten uns den Aufbau und unsere friedliche Arbeit. Sie schürten durch Tag und Stunde zum Kriege, in der Hoffnung, Deutschland vernichten zu können. Jetzt haben sie den Krieg — sie selbst lösten ihn verbrecherisch mutwillig aus, und die Fronten stehen wieder wie einst im Feuer.

Zu den jungen Soldaten, die die Hauptlast des Krieges tragen, stießen die Männer von einst. Wir wurden wieder Soldaten. Wir sind diesmal nimmer die Jugend, denn mehr als zwanzig Jahre gehen nicht spurlos und unbemerkt an einem Menschenkörper vorüber.

Wir Alten also, die wir nun mit unseren vierzig und noch mehr Jahren wieder Soldaten wurden und aufs neue draußen stehen — wie ist es mit uns? Wir wissen doch um ein gut Stück mehr, wir sahen den Krieg jahrelang in all seinen erschreckenden Einzelheiten. Wir wissen nun auch, da wir abgeklärt sind, allerlei, was wir einst nicht wußten. Wie gerät es da mit uns?

Gewiß, viele, ja vielleicht sogar alle, haben sich damals im November 1918 und in der anschließenden trostlos traurigen Zeit gesagt: Nie wieder! Der eine, weil er wirklich müde geworden war, weil ihn das grause Geschehen zerbrochen hatte. Der andere vielleicht, weil er alles Opfern und Kämpfen für nutzlos hielt — ja, es gab damals wohl hundert und tausend Gründe dafür, den Krieg und das eigene Soldatentum zu verfluchen. Manch einer trug diesen Fluch bis in die jüngste Zeit. Sein „Nicht wieder“ war gewiß nicht aus Angst geboren, sondern aus der Verneinung aller sittlichen Ziele eines Krieges.

Aber der Nothstand des Volkes hat selbst diese Letzten wieder an die Fahnen gerufen, denn dieser Krieg ist nicht unser Krieg, sondern der Krieg der andern. Er will Deutschland vernichten. Wir aber schützen als Angegriffene unser Deutschland, schützen uns selbst, uns und unsere Frauen und Kinder, unsere Arbeit, vor der umfassendsten Vernichtung, um nicht zu sagen Ausrottung, die uns die Feinde jemals zugebracht haben.

Auch uns Ostmärker, die wir einstmal in der Kriegsmarine Österreich-Ungarns dienten, konnte Großdeutschland wieder brauchen. Statt der Meere des Südens sehen wir nun die Meere des Nordens. Sie sind nicht minder schön, und oben drein — sie sind deutsch! Freilich, wir „Alten“, ob nun aus der Ostmark oder aus der ehemaligen kaiserlich deutschen Marine, wir sind meistens nur „Reserve“. Ein Wort, das ein wenig bitter klingt. Wir sind diesmal nicht die Jugend, denn eine andere, neue Jugend steht im vordersten Einsatz. Sie hat uns abgelöst, und sie besitzt — das macht uns wieder glücklich — fürwahr keinen geringeren Kampfwillen, als wir ihn damals von 1914 bis 1918 besaßen. Diese Jugend von heute ist in ihrem ganzen Denken, Fühlen und Handeln so, wie wir einst waren und dazu noch um eine große Liebe reicher, die sie zu den glanzvollsten Taten begeistert.

Wir Alten aber, sind wir heute unkämpferisch, sind wir

schlechter? Nein! Wir sind lediglich gedankenreicher. Wir wissen ja nun regelrecht um den Begriff „Pflicht“, wir wissen auch um den Begriff „Heroismus“. Wir sind nicht so hemmungslos draufgängerisch, wir sind überlegender als unsere Jugend. Still kamen wir und stellten uns willig auf den Platz, den man uns gewiesen hatte. Aber kaum standen wir, ward es unruhig in uns, denn wir fühlten, dort, wo wir standen, da war die unterste Grenze der Pflicht. Das Vaterland wollte in vielen Fällen nicht mehr, es verlangte kein größeres Opfer von uns. Und wir sollten nun keinen Raum mehr haben, um unsere Kräfte entfalten zu können?

So meldeten sich die alten Soldaten zu Tausenden und aber Tausenden für kämpferische Unternehmungen, so wurden sie in ihrem ruhigen wissenden Denken in vielen Fällen zum Berater und zum Führer der jungen Mannschaften in gefährlichen Lagen. Und sie wußten zu kämpfen wie die Jungen; sie kämpften wieder so wie einst vor mehr als zwanzig Jahren.

Ja, das Leben gilt viel, und man darf es nicht mutwillig vergeuden. Aber wir alle wissen, wo wir es bedenkenlos einzusetzen haben. Nicht nur an der untersten Grenze der Pflicht. Diese Grenze wollen wir auch heute noch weit hinter uns wissen! Und Heroismus? Nun, auch diesem Begriff stehen wir näher als einst, weil wir fühlen, wie wertvoll er ist für jene, die einen Begriff als moralische Stütze haben müssen, an die sie sich klammern, um ebenfalls hochzukommen und es den andern gleichzutun. Jenen gleichzutun, die schon aus einem glücklichen Erbe von fernen Blutbahnen her pflichtgetreu und heroisch leben und handeln, leben und handeln müssen, gehorsam ihren eigenen inneren Befehlen.

So ruhig ist unser Denken und voll Zuversicht wie nie zuvor. Warum auch sollten wir nicht mit Zuversicht erfüllt sein? Es gibt keine Sorge. Sie ist für den richtigen Mann überflüssig. Er wird den Ereignissen niemals entgegengrübeln, sich niemals in Zweifel und Zwiespalt verlieren. Der rechte Mann wird die Ereignisse immer an sich heran kommen lassen, sie mit kühlem Blick beobachten, um dann im geeigneten Augenblick und an der günstigsten Stelle schnell und sicher zuzupacken, um eine Gefahr abzuwenden und zu ersticken. Mit unbeschwertem Herzen gehen wir durch den Tag, und so wenig wie einst fürchten wir den Tod. Es gibt ärgere Dinge als den Tod — eines davon ist, ehrlos zu werden. Das allein wäre nicht auszudenken.

Für uns runden sich die Begriffe und werden eins, denn wir haben die reife und volle Erkenntnis: Die Bezeichnung, heiße sie nun Pflicht oder Heroismus, gilt nichts. Das sind nur Wörter, und nicht an das Wort haben wir uns zu halten, sondern an den Sinn, der dahintersteht und der sich bei jedem rechten Wort unendlich weitet und Raum läßt auch für den größten Geist. Nicht die Bezeichnung des Begriffes an sich, nicht das Wort selbst ist das Letzte und Entscheidende, sondern das Wesen, das in ihm steckt und das richtig zu erkennen unsere vornehmste Aufgabe ist.

Damit wird aber auch das Wort, das ich mit meinen Kameraden damals, vor vielen Jahren, in Form erzener Buchstaben in jener fremdlautigen Stadt des Südens sah und las — es war an einer Militärerziehungsanstalt —, herausgehoben aus seinem bloßen Wortsein. Es wird dem, der sein Wesen erkannt hat, zum Bestimmenden, zum Endgültigen und Klaren. Es wird zum Allumfassenden, zum unendlich Weiten, zum Grenzenlosen — von dem nicht nur wir alten und jungen Soldaten erfüllt sind, sondern dem in Wahrheit nachzuleben unser ganzes Volk, ob Kind, ob Greis, ob Mann, ob Frau, willig sein muß, um in Ehrer vor sich selbst und vor der Nachwelt zu bestehen. Das Wort, das da leuchtend stand und hieß: „Höher als das Leben steht die Pflicht.“



Die Brücke.
 Farbige Malerei auf Seide von Moroshigé Hishikawa (17. Jahrh.).

Über Seele und Welt des Japaners.

Ein Beitrag zur Völkerpsychologie
 von Professor Dr. Hans Wenke, Universität Erlangen.

Weltpolitik ist heute ein geläufiges Wort. Das Geschehen der Gegenwart ist „planetarisch“ geworden. Das begreift jeder, seitdem der Krieg alle Länder des Erdballs in seinen Bann gezogen hat. Damit wird eine weite und gründliche Weltkenntnis notwendig, die mit einigen im Durchschnitt recht oberflächlichen Vorstellungen vom Globus nicht erschöpft sein darf.

Die Völker und Staaten verschiedener Erdteile, Kulturkreise und Rassen stehen miteinander im Waffenbündnis und im Kampf. In dem einen wie in dem anderen Falle ist die durch kein Wunschbild beirrte, durch keine Selbsttäuschung getrübte, durch kein vorschnelles Urteil entstellte Kenntnis des Partners, seiner Eigenart und seiner Welt, seiner Kräfte und seiner Ziele die Voraussetzung für eine sichere und klare Politik und Kriegführung.

Für Japan und Deutschland liegt es aus mehr als einem Grunde nahe, die gegenseitige Kenntnis so weit und so eindringlich wie möglich zu fördern. Man braucht nicht in die letzten Geheimnisse unserer Kriegführung eingeweiht zu sein, um deutlich genug zu spüren, wie hier das planvolle einheitliche Handeln zu großen Erfolgen führt. Beide Mächte setzen ihre besonderen Kräfte und Mittel ein, die in der Eigenart ihrer Völker und ihrer staatlichen Ordnungen begründet liegen. Diese muß der Partner kennen, verstehen und richtig beurteilen. Die Verständnisbereitschaft ist ohne Zweifel seit langem aufs beste vorbereitet. Viele, seit Jahren erfolgreiche Bemühungen des kulturellen Austausches zwischen beiden Völkern haben

diesen Weg geebnet, organisatorische Maßnahmen im Rahmen des im Jahre 1939 abgeschlossenen Kulturabkommens haben diese Arbeit auf eine breitere Grundlage gestellt und sie zugleich vertieft.

Alle unsere Bemühungen, die Eigenart des japanischen Volkes und die Einrichtungen seines öffentlichen und privaten Lebens zu erfassen, werden sich aber von vornherein der besonderen Schwierigkeiten des Verständnisses bewusst sein müssen, um nicht zu oberflächlichen und schnell zusammengetragenen Ansichten zu kommen, die unweigerlich falsch sind und einer wirklichen Verständigung ebenso im Wege stehen wie die völlige Unkenntnis. Man muß stets daran denken, daß die geschichtliche Entwicklung des japanischen und deutschen Volkes auf durchaus verschiedener rassischer Grundlage und in zwei völlig voneinander getrennten Kulturkreisen vor sich ging. Als beide in neuerer Zeit miteinander in Berührung kamen, hatte ihre Wesensart natürlich längst eine feste Gestalt gewonnen. Das fällt für das Verständnis der Japaner ganz besonders ins Gewicht, da ihre Anschauungen, ihre gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen, ihre persönliche Haltung usw. sich aus uralten Traditionen herausgebildet haben, und da das Bewußtsein dieser geschichtlichen Zusammenhänge durch planmäßige Erziehung nachgehalten wird. So gesehen, bliebe eigentlich kein anderer Weg als das eingehende Studium der zweieinhalbtausendjährigen japanischen Geschichte. Der ist freilich nur für wenige gangbar und setzt strenggenommen auch die Kenntnis der Sprache voraus.

Es bleibt aber nach meinen Erfahrungen noch ein anderer Zugang: die persönliche Kenntnis von Japanern, die sich in längerem Umgang auf der Grundlage gemeinsamer Arbeit ergibt, wie ich sie z. B. in mehrjähriger Tätigkeit am Deutschen Institut für Ausländer an der Universität Berlin allmählich erworben habe. Da ich aber auf diese Weise immer nur Japaner kennenlernte, die uns besuchten, sie also nicht in ihrem eigenen heimatischen Lebenskreise sehen konnte, habe ich die unvermeidliche Einseitigkeit meiner Erfahrungen einigermaßen dadurch aufzuheben versucht, daß ich auch die in der Literatur vorliegenden Meinungen von Deutschen, die Japan aus eigener Anschauung kennen, berücksichtige und auch die Stimmen der Japaner über die Wesensart ihres Volkes mit meinen Eindrücken verglich. So konnte ich das eigene, hier und da vielleicht allzu enge und zufällige persönliche Bild erweitern und bereichern.

So will ich auch im folgenden von den persönlichen Erfahrungen ausgehen und das an ihnen gewonnene Bild bereichern und ergänzen sowohl durch das Urteil derer, die von einem anderen Standort aus Japan und seine Menschen kennenlernten, als auch durch Schilderungen, die die Japaner selbst von ihrem Wesen und ihrer Welt gegeben haben. Nur zum kleinen Teil will ich diese Stimmen allerdings den eigenen Ausführungen einfügen; einige von ihnen werden im Anschluß hieran zusammengefaßt und sollen all das verdeutlichen, abrunden und vertiefen, was in diesen Leitgedanken ausgeführt oder nur angedeutet wird.

Was sich auf diesem Wege erschließt, kann hier nur an einzelnen Beispielen verdeutlicht werden. Durch die getroffene Auswahl sollen vor allem solche Wesenszüge des Japaners sichtbar werden, die für seine Stellung und sein Verhalten im öffentlichen Leben und im politischen Geschehen besonders ausschlagreich sind. Denn diese zu erkennen und richtig zu beurteilen, erscheint vordringlich, da sich unsere zwischenvölkische Begegnung in erster Linie auf dieser Ebene abspielt.

Unsere Wesensdeutung geht von zwei festen Punkten der persönlichen Erfahrung aus: vom Erscheinungsbild des Japaners, das sich im ersten Eindruck und bei noch flüchtigen Begegnungen darbietet, und von seinem Verhalten, das bei gemeinsamer, länger dauernder geistiger Arbeit zutage tritt.

Wer zuerst mit Japanern hier in Deutschland in Berührung kommt, wird es als einen Mangel seines noch ungeübten Blickes für das Andersartige empfinden, daß ihm die individuelle Prägung und Nuancierung der Erscheinung zunächst entgeht oder doch verschimmt und daß sich ihm ein allzu grobes Bild typischer, in jeder einzelnen Person gleichmäßig wiederkehrender Ausdrucksformen aufdrängt. Er wird sich aber sagen müssen, daß das zunächst an ihm selber liegt; denn die Unterschiede im Physiognomischen usw. werden bei den Japanern nicht weniger zahlreich sein als bei den Angehörigen der europäischen Rassen. Trotzdem liegt es sicher nicht nur an dem Mangel scharfer Beobachtungsgabe, sondern an der Haltung des Japaners selbst, daß wir über alle Unterschiede und Abstufungen hinweg gleichmäßige, typische, fast uniforme Züge wahrnehmen, die wir als Ausdruck einer einheitlichen Wesensart empfinden, ohne daß wir im ersten Augenblick schon eine Begründung dafür geben könnten.

Wir beobachten eine durchaus geschlossene, im Ausdruck sehr sparsame Form persönlichen Verhaltens, die wir — in Übereinstimmung mit japanischen Selbstbekenntnissen — als bewußte Selbstbeherrschung deuten. Damit ist gesagt, daß diese durchgängig auffallende Wesensart das Ergebnis einer planmäßigen Erziehung ist, die mit voller Absicht auf dieses Ziel hinführt. Man hat sich in neuester Zeit oft die Frage vorgelegt, ob es sich bei dieser Haltung nicht einfach um eine rassische Eigentümlichkeit handle, um so mehr, als sie eben eine übereinstimmende typische Form aufweise. Der Sachverhalt ist jedoch wesentlich verwickelter, genauer gesagt, er weist

mehrere Schichten auf: Sicher wird es in der rassischen Eigenart des Japaners begründet liegen, daß er zu einem typisierten Lebensstil neigt, daß er sich in festgelegte Ordnungen mit besonderer Neigung einfügt und an ihnen festhält; es wird auch so sein, daß er zur Selbstzucht veranlagt ist. Aber die besondere Art seiner Selbstbeherrschung, die in jeder Situation erneuert in Erscheinung tritt, ist nicht bloß Ausdruck einer Anlage, sondern eben die festgefügte Form einer Erziehung, die auf einer reichen geistigen Tradition beruht. Eine ausdruckspsychologische Deutung des „Momentbildes“ ohne diese historische Tiefenschau würde im buchstäblichen Sinne „oberflächlich“ bleiben. Überhaupt müssen wir mit der Deutung der Mimik und des Gebarens des Japaners sehr vorsichtig und zurückhaltend sein. Unsere am Erscheinungsbild der europäischen Rassen gewonnenen Deutungsbegriffe können keinesfalls unmittelbar auf den Japaner übertragen werden. So verhält er sich z. B. immer wieder nachdrücklich gegen die nach unseren Vorstellungen gewonnene Auffassung und Beurteilung seines „Lächelns“. In der Tat ist seine Mimik nicht naiver Ausdruck seines Innern, sondern bewußt geformt und gesteuert und somit selbst nur ein interessanter und lehrreicher Sonderfall seiner Selbstbeherrschung.

Da es sich also hierbei um Erziehung, nicht nur um die Auswirkung einer Anlage handelt, sind wir in der Lage, diese Wesensart uns begreiflich zu machen. Denn vieles, was dem handelnden Menschen aus seiner rassischen Anlage unmittelbar zufällt, verläuft in einer Schicht des Unbewußten und ist meistens weder von ihm noch vom Betrachter begrifflich zu fassen. Aber die Erziehung kann durchaus klare Aussagen machen über ihre Motive, ihre Grundsätze und ihre Ziele, die wir uns als Fernerstehende annähernd verdeutlichen können, wenn uns vielleicht auch aus unserer Art heraus nicht die völlige Einfühlung und hier und da nicht das letzte und tiefste Verständnis gelingt.

Die hohe Bedeutung, die hier einer beherrschten äußeren und inneren Haltung beigemessen wird, weist von vornherein auf eine Moral hin, die der Disziplin den höchsten Rang einräumt. Wir werden sie nach vielfältigen geschichtlichen Erfahrungen im Bereich des Soldatischen zu suchen haben. In der Tat ist sie die seelisch-geistige Grundlage der Lebensart des alten japanischen Kitters, die allmählich auch das Vorbild der Volksmoral wurde; die gegenwärtige Erziehung will sie in jedem einzelnen in neuen Formen verwirklichen. Die geschichtliche Wurzel ist die Moral der „Samurai“, der Angehörigen der Militärkaste in der Feudalzeit. Sie erlebt in der Gegenwart eine neue Blüte unter dem Namen „Bushidō“ („Ritterweg“). Das ist die heute allgemein gebräuchliche Bezeichnung für die traditionellen Grundsätze, nach denen früher der Samurai und nunmehr jeder Japaner zu leben hat und zu denen er erzogen wird. Zu den Rittertugenden gehören Treue und Pflicht, Wahrhaftigkeit und Ehre, Standhaftigkeit, Tapferkeit und Mut, Ehrfurcht, Höflichkeit, Anstand, Achtung vor dem Feinde, Sparsamkeit usw.

Indem diese einstige Rittermoral heute durch die japanische Erziehung ins Volk getragen wird, sehen wir einen vielseitigen Formungsprozeß vor uns, der gleichsam von oben nach unten bewußt von der Staatsführung durchgesetzt wird und Menschen einer bestimmten typischen Haltung prägt, die sich stets auf Selbstbeherrschung gründet, weil anders die Erfüllung jener verzweigten und anspruchsvollen Morallehre nicht denkbar wäre. Wenn wir uns selbst diese Erziehung, die den Menschen von vornherein für überpersönliche Ziele gleichartig formt, durch ein Beispiel aus unserer Kulturwelt nahebringen wollen — ohne sie damit freilich zu erklären oder zu deuten —, so können wir an die Erziehung zum Preußentum denken, die ein bewußter Prozeß der Menschenformung von oben her war und ohne eine überlegene, über Generationen dauernde planmäßige Führung nicht möglich gewesen wäre.



Teilstück eines Wandschirmes.

Malerei auf Goldgrundpapier, Kand-Schule (Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrh.).

Diese japanische Moral, die das Leben ordnet und jeden einzelnen äußerlich und innerlich formt, erhöht ihre Wirkungskraft dadurch, daß sie sich mit den im Volke lebendigen Religionen und traditionellen Anschauungen und Vorschriften des Zen-Buddhismus, des Shintoismus und des Konfuzianismus verbindet⁶. Da diese Lehren sich nicht wie Konfessionen von-

⁶ Die Grundlagen und Ziele dieser drei Lehren seien mit einigen Worten angedeutet:

„Zen“ sind Übungen zur inneren Versenkung (Kontemplationsübungen oder Meditation), die eng mit dem Buddhismus verbunden sind. In der Versenkung sucht der Zen-Buddhismus nicht nur eine zeitweilige Vertiefung in bestimmte religiöse Wahrheiten, sondern die Beseitigung jeder Unruhe der Gedanken. Um den Sinn dieser Übungen mit den Worten unserer abendländischen Seelenkunde zu verdeutlichen, kann man sagen, daß hier die Ausbildung und Disziplinierung der Willenskraft sowie die Unempfindlichkeit gegen äußere Eindrücke und Reize und die Härte gegen Wünsche und Strebungen des Lebens in strenger Schulung gefördert werden.

„Shintoismus“ bezeichnet die aus der japanischen Vorzeit überkommenen religiösen Vorstellungen und Bräuche. Sie traten jahrhundertlang hinter dem Buddhismus zurück, wurden aber in den Meiji-Restauration seit 1868 wieder zur Anerkennung gebracht und unter staatlicher Förderung als allgemeiner nationaler Kult gepflegt. Im Mittelpunkt des Kultes steht die Verehrung des Kaisers als Nachfahren der Sonnengöttin und das Gedenken an die nationalen Helden.

„Konfuzianismus“ ist die Lehre des Chinesen Konfuzius, die in früherer Zeit in Japan Eingang fand und großen Einfluß auf die höheren Schichten des Landes ausübte. Die Übernahme brachte viele Abweichungen vom chinesischen Vorbild mit sich. Das Schwergewicht liegt in Japan in den Morallehren, die das gesellschaftliche und private Leben ordnen. Das alte konfuzianische Lebensideal des „Edlen“ wird in Japan vom ritterlich-soldatischen Geist der Samurai bestimmt und umgebildet. In engem Zusammenhang mit diesen Vorstellungen entstand „Bushidō“, das seine geistige Gestalt durch einen konfuzianischen Gelehrten erfuhr.

Diese kurzen Angaben stützen sich auf die ausführlichen Artikel des „Japan-Handbuchs“ (vgl. das Lit.-Verz.), auf das für jede eingehendere Unterrichtung hingewiesen sei.

einander abschließen, sondern jede für bestimmte Lebensbereiche mit eigenem Recht nebeneinander bestehen, vertieft sich naturgemäß ihre Wirkung durch gegenseitige Stützung und Ergänzung.

So hat „Bushidō“ dem Zen-Buddhismus die stoische Haltung im Ertragen aller Entbehrungen und in der Verachtung von Gefahr und Tod entlehnt, dem Shintoismus die religiöse Verehrung von Vaterland und Kaiserhaus, dem Konfuzianismus wichtige Morallehren der gesellschaftlichen und privaten Lebensführung. Unter diesen sind besonders einflußreich die sogenannten fünf Bindungen („Gocin“), die die Beziehungen der Menschen untereinander in wenigen typischen Formen festlegen und regeln: 1. Herrscher und Untertan — 2. Eltern und Kinder — 3. Mann und Frau — 4. ältere und jüngere Geschwister (Alter und Jugend) — 5. Freund und Freund.

Damit haben wir, unterstützt durch Kenntnisse und Beurteilungen des japanischen Volkslebens und seiner Geschichte, ein Bild von der Wesensart und Haltung des Japaners gewonnen, aber wir haben uns von unserem Ausgangspunkt, vom ersten Eindruck der äußeren Erscheinung, weit entfernt. Und doch handelt es sich lediglich um dessen Erweiterung, Verfeinerung und Vertiefung. Was uns nämlich durch historische Betrachtung sichtbar und verständlich wurde, fügt sich in die ersten Umrisse sinnvoll ein.

Deshalb gehe ich auf diesem Wege noch einen Schritt weiter: Der kurze Überblick über die geschichtlichen Grundlagen der Moralerziehung, deren Wirkungen sich in der persönlichen Haltung der Japaner durchgängig widerspiegeln, zeigt uns mit aller Deutlichkeit, daß ritterlicher, wehrhafter Geist das Leben des Volkes durchdringt und auf Bewährung in härtesten Kampfzeiten geradezu angelegt

ist. Als höchste Ausprägung dieser Wesensart und Haltung muß man die im gegenwärtigen Kriege von neuem weithin sichtbare und in aller Welt ehrfürchtig gerühmte Todesverachtung des Japaners ansehen. Wir rühren damit allerdings an innerste seelische und geistige Bezirke, die uns nur schwer zugänglich und einem letzten Verständnis des Außenstehenden wahrscheinlich sogar verschlossen sind. Es ist schon die Frage, ob wir überhaupt in der deutschen Sprache ein Wort haben, das die hier gemeinte seelische Haltung trifft. Wenn ich an die Stelle von Todesverachtung das Wort Todesbereitschaft setze, von der manche Schilderungen des japanischen Lebens sprechen, so habe ich den Sinn bereits verschoben; denn diese entspringt gänzlich anderen Motiven. Vielleicht mag das manchem als unnütze Haarspalterei erscheinen. Jedoch haben diese Begriffsunterscheidungen, die wir so klar wie möglich durchführen wollen, einen sehr naheliegenden Zweck: sie sollen die gerade heute viel besprochene Stellung des Japaners zum Tode vor groben Mißverständnissen schützen, die immer dann eintreten, wenn zu viel und zu gedankenlos von einer Sache geredet wird. Hierfür ein Beispiel: Im Bericht des kaiserlich-japanischen Hauptquartiers vom 9. August 1942 über die Seeschlacht bei den Salomoninseln wurde gemeldet: „Die japanischen Verluste belaufen sich auf sieben Maschinen, die durch direkten Einsatz auf das Ziel verloren gingen.“ Man konnte damals viele Stimmen echter und ehrfürchtiger Bewunderung, aber auch manche überlaute Lobrederei hören, die durchaus nicht am Platze war. Nicht jeder hatte sich Gedanken gemacht über die inneren Antriebe und Kräfte einer solchen Tat, auf die gewiß nicht ohne Absicht nur einige sparsame Worte des Berichtes hindeuten. In dieser Zurückhaltung müssen wir die höhere Form der Achtung und Bewunderung sehen, die die Erörterung dieser Dinge auch uns abnötigt.

Wenn wir uns dennoch um dieses Problem bemühen, so geschieht es nicht nur deshalb, weil es uns die heutige Kriegsführung wieder vor Augen stellt, sondern weil wir von seiner Klärung, wie von einem Mittelpunkte aus, eine allseitige Aufhellung japanischer Wesensart erhoffen. Denn der Gedanke ist uns aus unserem eigenen abendländischen Kulturkreis und seinen großen Weltanschauungen seit jeher vertraut, daß die Stellung zum Tode oft das hellste und den Kern der Persönlichkeit unaufhaltsam und unablenkbar durchdringende Licht auf die wirkliche und echte Haltung im Leben wirft. Wir erinnern daran, daß dieses Problem gewiß nicht zufällig auch in der deutschen Philosophie der Gegenwart eine wichtige Rolle spielt. Wir wissen aber auch aus geschichtlicher und persönlicher Erfahrung, wie unendlich viele und verschiedene Beweggründe die Todesverachtung haben kann. Der Tod des Sokrates, der christliche Opfertod, der Tod des Kriegers in der Schlacht, der Tod, der den Gefunden überrascht und hinwegreißt, der den Kranken erlöst — es ist kaum möglich, hier eine gemeinsame Wurzel zu finden.

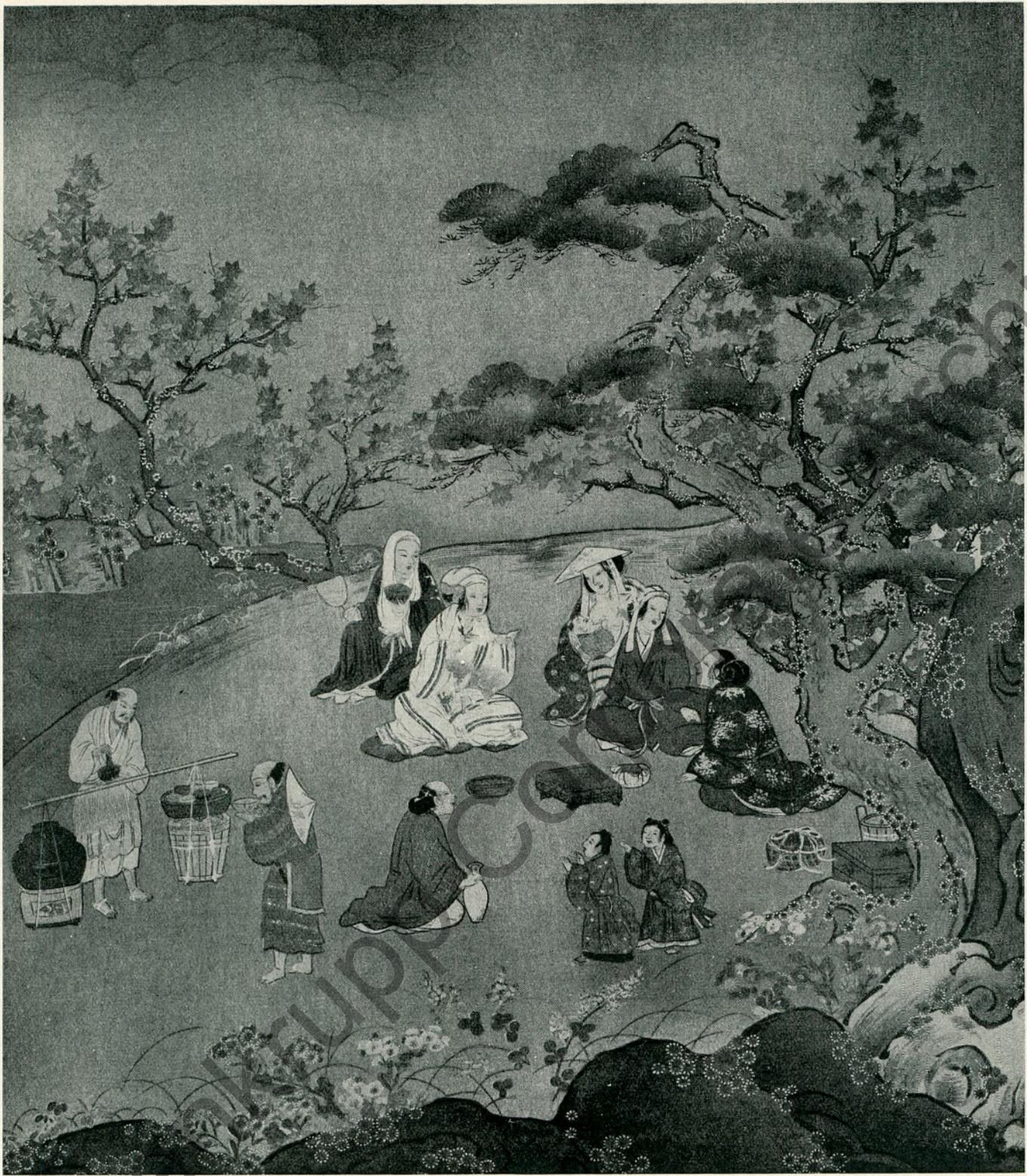
Ich glaube der Schwierigkeit und Eigenart dieser Frage am ehesten zu entsprechen, wenn ich kurz von der Auffassung über die Todesverachtung der Japaner berichte, die vor Jahren bereits Erwin Bälz darlegte und im einzelnen begründete und die bei Japanekennern weithin Zustimmung fand. Er hat als deutscher beratender Arzt am kaiserlichen Hof und als Professor der Medizin an der Universität Tokio lange in Japan gelebt; er ist durch seinen Beruf mehr als andere in so enge persönliche Berührung mit den Japanern gekommen, daß er über diese außerordentlich schwer zugängliche Frage etwas Bestimmtes und Verlässliches sagen und uns Deutschen verständlich machen kann, zumal sich die Beobachtungen des vielseitigen Forschers weit über den Rahmen der Medizin hinaus erstrecken. Bälz geht von der Beobachtung aus, daß die Japaner dem Tode gleichmütiger entgegensehen als der Durchschnittseuropäer. Diese Haltung beruht auf einer ausgeprägten Lebensverachtung, auf einer Nichtachtung des

eigenen Lebens, die aus einer anderen Wertung des Ich entspringt, als sie unseren Lebensanschauungen geläufig ist. Vor allem aber fehlt dem Japaner im Spiel und Gegenpiel der seelischen Kräfte die Todesfurcht. Seine Todesverachtung bedarf deshalb auch nicht — gleichsam als einer Vorbedingung — der Überwindung der Todesfurcht, die in den religiösen Vorstellungen des Abendlandes und in seinen traditionellen Erziehungssystemen eine große Rolle spielt. Daß es auch bei uns große Beispiele von Todesverachtung gibt, die keine Beimischung einer Todesfurcht kennt und keine Kraft zu ihrer Überwindung aufzubieten braucht, bedarf angesichts des Heldentums unserer Soldaten keines Wortes. Für uns aber handelt es sich hier um die Aufführung durchgängiger Grundzüge des allgemeinen Nationalcharakters, für die nicht nur das große Beispiel zur Richtschnur genommen werden kann.

Nach den Erfahrungen aus der eigenen abendländischen Welt muß es uns leicht verständlich sein, daß die dem Japaner eigentümliche Lebensverachtung auch in religiösen Traditionen verwurzelt ist, besonders im Zen-Buddhismus, der durch seine Versenkungsübungen das Abscheidenkönnen von der Welt und von sich selbst zu fester seelischer Haltung und Wesensart formt. Bälz hatte bereits diesen Zusammenhang gespürt, der in jüngster Zeit von Eugen Herrigel, der jene religiösen Übungen aus eigenem Erleben kennt, genauer und stichhaltiger nachgewiesen wird. Daneben wirkt auch hier wiederum die Rittermoral des Bushidō. Und auch für diesen Hinweis von Erwin Bälz finden wir eine schöne Bestätigung, wenn heute Junyu Kitayama, der verdienstvolle Dolmetscher japanischen Volkstums in Deutschland, in jener Stellung zum Tode, die weit entfernt von Angst und Furcht ist, den Kern der Rittermoral überhaupt sieht.

Wir zeichnen hier in kurzen Strichen ein Bild nach, das bewußt von allen Unebenheiten und Schattierungen absteht; wir wollen aber dabei nicht vergessen, daß im seelischen Leben oft gerade die reinsten Formen und Gestalten durch ihre Überspizung, moralistische Übersteigerung usw. sich selbst verfälschen und zur Unnatur werden können. So läßt sich häufig beobachten, daß die Lebensverachtung des Japaners den Willen zum Tode, die Todessehnsucht aus sich gebiert. Die Japaner selbst kennen diese Gefahr und tun alles, was sie an Kräften der Moral und des Rechtes aufbieten können, um diese meist von jungen Menschen erstrebte Ablösung vom Leben zu bekämpfen. Wer Einblicke in die Psychologie der Reifezeit hat, wird sich diese Erscheinung erklären können; denn sie entstammt einer labilen, zum Extremen geneigten seelischen Haltung dieses Alters. Das Leben ist noch nicht in seiner ganzen Fülle erfaßt, also handelt es sich auch nicht um eine echte Überwindung, sondern um einen affektgeladenen Gegenschlag, dem die innere Freiheit der Entscheidung und des Handelns fehlt. Sie führt zu einer unglücklichen, lebensflüchtigen Todesbereitschaft, die in Willensschwäche und weltanschaulichen Mißverständnissen ihre Ursache hat, und sie ist weit entfernt von jener Todesverachtung, die zu den großen Siegen dieses Krieges beiträgt.

Wir stellen diese Betrachtungen an, weil wir in der Stellung zum Tode den Schlüssel für das Verständnis der Lebensauffassung und Lebensführung des Japaners zu finden hofften. In der Tat war dieser innere Zusammenhang leicht aufzudecken. Wenn wir nun daran denken, daß der Japaner die Bindungen seines Lebens an Eltern, Familie, Staat und Kaiser sehr ernst nimmt, so zeigt seine Todesverachtung das Doppelantlitz einer religiös verwurzelten persönlichen Überwindung der Lebenswerte und einer politischen Einordnung in jene überindividuellen Mächte. Wir sehen vor uns eine wahrhafte Einheit der Gegensätze, aus der die Fähigkeit des Japaners verständlich wird, das individuelle Leben leicht hinzugeben, zugleich aber die Stoßkraft des Einsatzes aufs höchste zu steigern und auf einen Punkt zu konzentrieren. Es ist kein



Frauen beim Betrachten der Hornbäume bei Kyōto.

Bild eines sechsteiligen farbigen Wandschirmes von Hidenori Kandō.

(Mitte des 16. Jahrh.).

fatalistisches Sichgleitenlassen, vielmehr entspringt nach der Überwindung der persönlichen Lebenswerte um so stärker und reiner eine neue Kraftquelle aus jenen überpersönlichen Bindungen. So entsteht die geheimnisvolle, rational kaum faßbare Synthese von Lebensüberwindung und aktivster Entfaltung der Kräfte des Leibes, des Gemütes, des Willens und des Verstandes. Diese Haltung ist daher auch fern von Nihilis-

mus oder gar von Jynismus, in dem das Leben achtlos, genauer gesagt, scheinbar achtlos weggeworfen wird. Denn stets ist hier noch in der Selbstvernichtung ein starker Affekt der Selbstvergötzung im Spiel. Davon weiß die Einstellung des Japaners nichts, der sein Leben ohne jede Aufwallung mit höchster Wachsamkeit des Verstandes und stärkster Disziplin des Willens einsetzt. Das alles sind Umschreibungen in immer

wieder anderen Worten, mit denen sich auch die berufensten und erfahrensten Kenner der japanischen Welt zu helfen suchen, um eine für uns schwer faßbare seelische Wesensart zu verdeutlichen, weil eine restlose Erklärung in den uns geläufigen Begriffen und Vorstellungen versagt.

Für uns mag als Ertrag dieser Überlegungen die Einsicht genügen, daß sich in der Stellung des Japaners zum Tode und zum Leben eine in seinen geschichtlichen Traditionen und in seinem Volkstum verwurzelte Haltung ausprägt, die deshalb auch, wie wir den hier angeführten und vielen anderen Zeugnissen entnehmen können, in Krieg und Frieden unwandelbar zutage tritt. Es ist also auch nicht nötig, mit Beginn eines Krieges plötzlich eine besondere Stimmung künstlich zu erzeugen und durch eine kurz befristete Zweck-erziehung wachzuhalten. Um so echter und natürlicher wird diese Kraft in schwierigen Lagen sich auswirken. Denn dieser Wehrgeist ist, wie wir nun kurz sagen können, die moralische Substanz des Volkes selbst. Krieg und Frieden können nichts an seiner Eigenart ändern, nur die Form seiner Äußerung und die Schauplätze seiner Wirksamkeit können zeitweise wechseln.

Wir haben in unseren Betrachtungen durchgängig festgestellt, daß der Japaner bestimmte Wesenszüge, die wir als spannungsreiche Widersprüche empfinden, offenbar leichter vereinigen kann, als es uns möglich ist. Damit wird eine weitere oft beobachtete und viel erörterte, aber auch häufig mißverständene und sogar moralisch ungünstig beurteilte Eigentümlichkeit seines Verhaltens verständlich, die jedem als höchst rätselhaft auffällt, der längere Zeit mit ihm zusammenarbeitet, und von der ich abschließend sprechen will: Der Japaner gibt die Zurückhaltung und Geschlossenheit seines Wesens auch bei längerer Gemeinsamkeit nicht auf und zeigt doch eine geistige, vielleicht sogar gesamtseelische Aufgeschlossenheit, eine Weltoffenheit, die bis zur scheinbaren Zurückstellung und Aufgabe seiner ursprünglichen persönlichen Interessen gehen kann. Sie zeigt sich in der weitgehenden Bereitschaft zur Aufnahme von geistigem Gut, das ihm weltfern liegen kann und dessen Aneignung keine leichte Sache ist.

Diese Fähigkeit können wir in vergrößertem weltgeschichtlichen Aspekt an den mehrfachen Rezeptionen fremder Kulturen beobachten, die das japanische Volk durchlebt hat. Hieran läßt sich auch leichter verdeutlichen und ausmalen, worauf ich bei meiner persönlichen Erfahrung aufmerksam wurde. Wir sind nämlich aus psychologischen und ethischen Erwägungen zu folgendem schnellen Urteil geneigt: Wer ständig Fremdes übernimmt, kommt in die Gefahr der Lähmung eigener Initiative, und oft ist schon der Hang zur Rezeption ein Zeichen geschwächerter Aktivität. Auf die Völker übertragen befagt das: Die Kulturrezeptionen tragen die Gefahr der Überfremdung in sich und können ein Volk allmählich entwurzeln und seinen Bestand in Frage stellen. Nun läßt sich aber dieses Urteil auf den Japaner keinesfalls anwenden. Wir wollen die Rezeption der abendländischen Zivilisation, die mit der Meiji-Ära 1868 einsetzte und die unserem geschichtlichen Verständnis noch am leichtesten zugänglich ist, gewiß nicht harmloser beurteilen, als sie gewesen ist. Sie war nicht ohne politische Erschütterungen und heftige Gegenwehr starker traditioneller Kräfte vor sich gegangen. Aber wichtiger ist für uns das Endergebnis: Das japanische Volk hat diese Rezeption konsequent bis in die Gegenwart hinein durchgeführt und erlebt heute eine hohe Blüte sei-

nes völkischen Wesens und eine wahrhaft eindrucksvolle Bewährung seiner nationalen Kraft. Hierzu aber könnte keine Gemeinschaft gelangen, für die Geschlossenheit ihres Wesens und Weltoffenheit einen unüberbrückbaren Widerspruch bedeuten. Das gilt für das Ganze wie für den einzelnen; Menschen, die aus dem Widerspruch leben, können innerlich reich sein, aber sie bleiben unsicher und unstet. Der Japaner aber stellt die Einheit der zunächst widerstrebenden Tendenzen durch die Kraft seines Willens her. Denn bei aller geistigen Anpassung, Biegsamkeit und Aufnahmebereitschaft ist eine Eigenständigkeit spürbar, die nur im Willen ihre Grundlage haben kann. Und dieser Wille ist nicht blind, sondern er wird erleuchtet durch das stolze Bewußtsein eigener starker Tradition und durch eine Erziehung, der die Festigung und Sicherheit des Handelns höchstes Ziel bedeutet. Die Weltoffenheit des Geistes, begünstigt durch eine höfliche und verbindliche Form des Umganges, wird uns nicht übersehen lassen, daß im entscheidenden Augenblick ein starker Willensimpuls alles Aufgenommene einem bestimmten Ziel unterwirft und auf eine konkrete Aufgabe konzentriert. In diesem Entschluß prägt sich wohl die Geschlossenheit des Japaners, die wir in seiner äußeren Erscheinung beobachten, am stärksten aus. Ihr entspricht die politische Eigenständigkeit des gesamten Volkes. Hieraus müssen wir klare Folgerungen ziehen: Es würde dem Wesen des Japaners widersprechen, wenn er aus Verbindlichkeit und Welt-offenheit seine eigentliche Aufgabe und Bestimmung vergäße. Die disziplinierte Einordnung in die gemeinsamen Pflichten der Waffenbrüderschaft gelingt offenbar vollständig und ohne jede Hemmung. Innerhalb dieser weltpolitischen Kräftekonstellation hat aber die japanische militärische und staatliche Führung die Ziele ihres Landes und Volkes unverrückbar im Auge. Die Tradition hoher soldatischer Tugenden und die aus den Kräften der Anlage und Erziehung geformte Wesensart befähigen den Japaner, den großen gemeinsamen Zielen und zugleich dem eigenen Aufstieg seines Landes zu dienen, ohne in innere Widersprüche zu geraten. Das Gemeinsame und Verbindende liegt in dem großen, umfassenden Plan einer neuen planetarischen Ordnung, die jede der verbündeten Mächte mit ihren Kräften und auf ihre Weise erkämpft. Ein notwendiger Beitrag hierzu ist aber das aufrichtige, unablässige Bemühen um ein eindringliches, sachkundiges Verständnis, das Bestreben, die Eigenart des anderen zu erkennen, zu achten und zu würdigen. Darin liegt nicht nur eine Voraussetzung, sondern bereits eine Erprobung echter politischer Sinnesart und Fähigkeit.

Literaturhinweise: Japan-Handbuch, Nachschlagewerk der Japankunde, im Auftrag des Japaninstituts Berlin hrsg. von Professor M. Ramming, Berlin 1941, Steiner-Verlage. — Fritz Henle, Das ist Japan, Volk und Landschaft, Text von Takafusa Gensoku, Harzburg 1937, W. Heering Verlag. — Eward Spranger (der sich im Auftrag der deutschen Regierung 1936/37 als Leiter des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts in Japan aufhielt), Japanische Kulturfragen, in der Zeitschrift „Nippon“, Jahrgang 4, Heft 1, 1938. — Derselbe, Kulturprobleme im gegenwärtigen Japan und Deutschland, Rede, gehalten am 9. Oktober 1937 in Tokio, in der Zeitschrift „Die Erziehung“, Jahrgang 16, Heft 6/7, 1941. — Clemens Scharfshmidt, Japan, Reihe „Kleine Auslandsstudien“, Band 12/13, hrsg. von F. A. Six, Berlin 1942, Junker & Dümmler Verlag. — Fürst A. Ulrich, Ostasien — Kampf um das kommende Großreich, Berlin 1940, Steiner-Verlage. — Erwin Bälz, Über die Todesverachtung der Japaner, hrsg. von Erwin Toki Bälz, Stuttgart 1936, J. Engelhorn's Nachf. — Eugen Herrigel, Die ritterliche Kunst des Bogenschießens, in der Zeitschrift „Nippon“, Jahrgang 2, Heft 4, 1936. — Junyu Kitayama, Der Geist des japanischen Rittertums, in der Zeitschrift „Das innere Reich“, Jahrgang 8, Heft 12, 1942. — Wilhelm Gundert, Japanische Religionsgeschichte, Stuttgart 1935, D. Gundert Verlag. — D. T. Suzuki, Die große Befreiung: Einführung in den Zen-Buddhismus, Leipzig 1939, E. Weller & Co. — Kulturmacht Japan, ein Spiegel japanischen Kulturlebens in Vergangenheit und Gegenwart, hrsg. vom Präsidenten der Deutsch-Japanischen Gesellschaft Admiral z. B. Richard Foerster, Wien 1942, Verlag „Die Pause“. — Martin Schwind, Deutsche sehen Japan (enthält einen wertvollen Wegweiser durch das Japan-Schrifttum), erscheint demnächst in Leipzig, Verlag B. G. Teubner. — „Berlin-Rom-Lotio“, Monatschrift für die Vertiefung der kulturellen Beziehungen der Völker des weltpolitischen Dreiecks, hrsg. vom Gesandten Dr. Paul Schmidt, Berlin, Steiner-Verlage.

Japanische Art ist es, nur an das große Ziel zu denken und schweigend auf die richtige Stunde zu warten. Überall und zu jeder Zeit soll das letzte Ziel sein: das Blühen des Kaiserhauses, das Gedeihen des Staates und die Wohlfahrt des Volkes.

Mitluru Toyama.

Seele und Welt des Japaners in japanischen Selbst- zeugnissen.

Jirō Miyazawa
— Junyu Kitayama
— Teitaro Suzuki
— Mitsuru Toyama.

Japanischer Ritter
am Fuße
des Fujiyama.
Farbiger Holzschnitt aus der
Mitte des 16. Jahrhunderts.



I. Jirō Miyazawa.

Vom Geist der Erziehung.

Die beiden geistigen Welten, Religion und Moral, sind bei uns harmonisch verschmolzen und zu einem rein japanischen Gebilde geworden. Auf ihrer Grundlage ist unsere ureigene geistige Kultur erwachsen und hat sich von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten. Will man daher die Form der modernen japanischen Erziehung verstehen, so muß man sich zuerst über den geschichtlichen Werdegang der völkischen Kultur klarwerden.

Abstrakt betrachtet, zeigt die Erziehung bei den einzelnen Völkern gewisse übereinstimmende allgemeine Grundsätze, konkret gesehen aber, hat jedes Volk daneben auch seine eigenen Besonderheiten.

Als solche Besonderheiten der japanischen Erziehung möchte ich die folgenden drei besonders hervorheben, nämlich:

1. Die Einheit von chū (Kaisertreue) und kō (kindliche Liebe

und Ergebenheit gegenüber den Eltern), das ist mit anderen Worten die einheitliche Zielsetzung von Staats- und Familien-erziehung,

2. die Grundsätze der Härte gegen sich selbst und der Liebe zum Vaterlande, die vornehmlich aus der Samurai-Moral stammen,

3. die Einheit von Wissen und Handeln, deren Ziel die moralische Persönlichkeit ist.

In unserem Lande stammt die Gesinnung, welche Verehrung und Dienstwilligkeit den Ahnen gegenüber fordert, aus der gleichen Wurzel wie die Liebe zu dem kaiserlichen Vaterherzen. Kindliche Liebe und Ergebenheit fallen also hier mit Kaisertreue zusammen. Darum bedeutet: ein gutes Kind sein, gleichzeitig ein guter Staatsbürger sein. Dieser Glaube, gestützt durch die geschichtliche Tatsache einer ununterbrochenen kaiserlichen Dynastie von 2600 Jahren, hat heute die Ziele der Familie und der Staatserziehung zu einer Einheit verschmolzen.

II. Junyu Kitayama.

Vom ritterlichen und soldatischen Geist in Vergangenheit und Gegenwart.

Weder zu früh noch zu spät trifft der Tod den japanischen Ritter. Denn dieser ist nicht hilflos oder ohnmächtig vor dem Tode, sondern er ist mit ihm vertraut. Der Tod überwältigt nicht den Menschen. Im Gegenteil: Der Mensch besiegt den Tod, indem er ihn meistert und ins Leben einbezieht. Der Tod ist ein Freund, der dem Menschen hilft, und ein Meister für denjenigen, der den Lebenskampf bis zum Tode durchfechten will. Der japanische Ritter war im Volke gerade derjenige, der diese Überwindung und Bemeisterung des Todes zum Prinzip seiner Lebensführung und Existenzgestaltung erhob. Alles Ungewöhnliche lebt stets in vertrauter Nachbarschaft mit dem Tode. Nur aus dem Tode erhält man übermenschliche Kräfte, die die Menschen des gewöhnlichen Lebens überrassen, aber in der Geschichte das Übergewöhnliche schaffen.

Deshalb lernten die japanischen Ritter von Jugend an, sich an den Tod zu gewöhnen. Nichts Unheimliches, das das Leben irgendwann einmal bedrohen mag, darf unbekannt bleiben. Angst und Furcht sind Lebensreaktionen, vom Tode kommen Mut und Tapferkeit.

(Junyu Kitayama: „Der Geist des japanischen Rittertums“.)

Zen und der Samurai.

In allen Darstellungen Japans wird immer wieder auf die große Wichtigkeit der Zen-Lehre, der in Ostasien entwickelten Form des Buddhismus, für das geistige und kulturelle Leben des japanischen Volkes hingewiesen*. Zen ist in der Tat eine der stärksten gestaltenden Kräfte des japanischen Geisteslebens geworden und beherrscht dieses auch heute noch nach vielen Jahrhunderten einer segensreichen Wirkung. Die an den Japanern so sehr bewunderten Eigenschaften, vor allem ihre selbstaufopfernde Vaterlandsliebe und todesbereite Tapferkeit, haben durch die Zen-Schulung ihren tieferen Sinn und ihre gültige Gestalt bekommen.

D. L. Suzuki, Zen-Priester und Professor an der Buddhistischen Hochschule in Kyoto, ist seit Jahren bestrebt, durch Vorträge und Veröffentlichungen dem Abendland die weltanschaulichen Grundlagen dieser uns so fremdartigen Geistesrichtung näherzubringen. Sein kürzlich bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienenes Werk „Zen und die Kultur Japans“, dem die nachfolgenden Abschnitte entnommen sind, beleuchtet das Wesen des Zen-Buddhismus von der kulturgeschichtlichen Seite her, um das Verständnis für seine Gedankenwelt und Wirksamkeit zu wecken und zu vertiefen.

Es kann merkwürdig erscheinen, daß Zen auf irgendeine Weise mit dem Geist der Kriegerklasse Japans in Verbindung stehen soll. Der Buddhismus, welche Form immer er in den verschiedenen Ländern seiner Ausbreitung angenommen hat, ist eine Religion des Mitleidens, und in seiner ganzen reichen Geschichte ist er nie in kriegerisches Handeln hineingezogen worden. Wie kommt es also, daß Zen den kämpferischen Geist des japanischen Rittertums gekräftigt hat? Es hat diesen in zweierlei Weise: sittlich und weltanschaulich gestärkt. Sittlich, denn Zen ist ein Glaube, der lehrt, nicht rückwärts zu blicken, wenn die Richtung des Weges einmal entschieden ist. Weltanschaulich, denn Leben und Tod sind für Zen nicht zweierlei Dinge.

Der Kämpfer kann nur einen Gedanken, nur einen Gegenstand vor Augen haben, nämlich zu kämpfen und nicht nach rückwärts oder seitwärts zu blicken. Geradeaus marschieren, um den Feind zu vernichten, ist alles, was von ihm verlangt wird. Darum muß er unbelastet bleiben, sei es körperlich, gefühlsmäßig oder geistig. Verstandesmäßige Bedenken sind, wenn sie überhaupt im Sinne des Kämpfers Eingang finden, starke Hindernisse für seine Vorwärtsbewegung. Gefühlsmäßige und körperliche Beschwerden aber sind die schwersten Hemmnisse, denen er ausgesetzt sein kann, wenn er mit Erfolg sich in seinem Beruf betätigen will. Tüchtige Kämpfer sind

* Vgl. den vorhergehenden Aufsatz von Prof. Dr. Wenke „Über Seele und Welt des Japaners“, insbesondere die Fußnote S. 117.

zumeist Asketen oder Stoiker, das heißt: sie besitzen eine eiserne Willenskraft, und Willenskraft ist das höchste Erfordernis des Kriegers. Wenn es nottut, kann Zen ihnen diese Tugend schenken.

An dieser Stelle möchte ich auf eine der inneren Beziehungen hinweisen, die zwischen der Gefühlsrichtung des Samurai und Zen bestehen. Was Bushido, so wie wir es heute verstehen, letzten Endes bestimmt hat, ist, daß es ein unanfechtbarer göttlicher Wächter über die Ehre des Samurai zu werden bestimmt war. Diese Ehre beruht in der Treue, der Sohnesliebe und wohlmeinender Besinnung. Allein zur rechten Erfüllung dieser Pflichten bedarf es zweier Dinge: das eine ist Selbstzucht durch sittliche Askese, nicht allein in praktischer Übung, sondern auch in der weltanschaulichen Vorbereitung; das andere ist eine stete Bereitschaft, zu sterben, das heißt, sich ohne Zögern selber zu opfern, sobald dies gefordert wird. Um dies zu erfüllen, bedarf es einer langen geistigen und seelischen Schulung.

Die Frage des Todes ist eine große Frage für einen jeden von uns, noch dringlicher aber ist sie für den Samurai, für den Soldaten, dessen Dasein ausschließlich dem Kampf geweiht ist; und Kampf bedeutet Tod für einen der Kämpfer. Im Mittelalter konnte niemand vorherzusagen, wann diese tödliche Begegnung stattfinden werde, und der Samurai, der dieses Namens würdig war, hatte immer bereit zu sein. Ein Krieger und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, Daidoji Nuzan, führt daher am Anfang seines Buches, „Lehrbuch des Bushido“ aus: „Der notwendigste und unentbehrlichste Gedanke des Samurai ist der an den Tod. Ihn muß er Tag und Nacht, Nacht und Tag, vom Morgendämmern des ersten bis zur letzten Minute des letzten Tages im Jahre sich vor die Seele stellen. Wenn du in dieser Anschauung lebst, dann bist du fähig, deine Pflicht im vollsten Umfang zu erfüllen: du bist treu deinem Herrn, ein gehorsamer Sohn deinen Eltern und kannst jede Art von Unheil vermeiden. Damit wird nicht nur dieses Leben selber verlängert, sondern auch deine menschliche Würde erhöht. Bedenke, was für ein gebrechliches Ding das Leben ist, besonders das eines Samurai! Lust du das, so wirst du dazu kommen, daß du jeden Tag deines Lebens als den letzten ansiehst und ihn zur Erfüllung deiner Pflichten nutzt.“

Der Verfasser dieses Lehrbuches hat ganz richtig ausgesprochen, was unbewußt im Sinne des Samurai vor sich zu gehen pflegt. Die Gewißheit des Todes lenkt auf der einen Seite die Gedanken über die Schranken dieses beschränkten Daseins hinaus und macht sie auf der anderen Seite schärfer, so daß das tägliche Leben ernster genommen wird. So lag es für jeden nüchtern denkenden Samurai nahe, sich mit der Idee der Überwindung des Todes Zen zuzuwenden.

Zen trug dem Samurai keine Argumente vor über die Unsterblichkeit der Seele oder über die Weisheit der Wege Gottes oder über einen sittlichen Wandel, sondern er verlangte einfach von ihm: jeden Schluß, zu dem der Mensch gekommen ist, ob vernünftig oder unvernünftig, geradeaus durchzuführen. Das Philosophieren kann man ruhig den verstandesmäßig Eingestellten überlassen; Zen fordert, daß gehandelt wird, und das wirksamste Handeln ist, vorwärts zu gehen und nicht zurückzublicken, sobald der Weg klar ist. In dieser Hinsicht ist Zen wahrhaftig die Religion des Samurai.

Der Japaner besitzt vielleicht keine ihm eigentümliche Lebensanschauung, aber ganz gewiß hat er eine Todesanschauung, die zuweilen höchst radikal erscheinen mag. Der Geist des Samurai, der Zen tief in sich eingeatmet hatte, hat diese Besinnung sogar dem gewöhnlichen Volke eingefloßt. Auch wo dieses nicht besonders geschult ist für den Weg des Kriegers, hat es seinen Geist mit der Besinnung erfüllt und ist bereit, sein Leben zu opfern für jede Sache, die ihm eine gute scheint. Das hat sich oft erwiesen in allen Kriegen, die Japan bis heute zu bestehen gehabt hat.

Mitsuru Toyama.

Der Name Mitsuru Toyama ist in Europa kaum bekannt, und nur wenige wissen, welchen Klang er in Japan und Asien besitzt und wie er dort ausgesprochen wird: mit Ehrfurcht und gläubiger Andacht, mit Verehrung und glühender Begeisterung.

Als Vierundzwanzigjähriger begründete Toyama 1880 den politischen Verein „Gennōsha“, der in der Geschichte des neuen Japan eine große Rolle spielen sollte und mit dem das Schicksal Japans untrennbar verbunden blieb.

Mitsuru Toyama ist Japans großer Patriot, der seit einem halben Jahrhundert entscheidend und in wichtigen historischen Abschnitten führend Japans Politik und Kampf um seine Rechte als Großmacht beeinflusst.

Seit mehr als fünfzig Jahren ist sein Haus der Sammelpunkt der großen asiatischen Kämpfer. Nicht nur die führenden Staatsmänner sind seine Schüler, auch die bedeutenden Revolutionäre Chinas und Indiens haben seine Freundschaft gesucht und seine Ratschläge befolgt.

Zwei Äußerungen berühmter japanischer Staatsmänner mögen die Bedeutung Toyamas erkennen lassen. Der ehemalige japanische Ministerpräsident Koki Hirota zeichnet mit folgenden Sätzen sein knappes und doch charakteristisches Bild:

„... Ich wurde von Kindheit an in der von Toyama gegründeten ‚Gennōsha‘ erzogen. Ihre Grundprinzipien waren in drei Sätzen festgelegt: Verehrung des Kaiserhauses, Hingabe an das Vaterland, Schutz der Volksrechte. Diese Lehren haben sich tief in meine Seele eingepägt und sind als Grundsätze für mein Leben in mir geblieben.“

Als Mitglied der ‚Gennōsha‘ stand ich immer in der innigsten Beziehung zu Toyama. Seine Persönlichkeit hat auf mich einen ungeheueren Einfluß ausgeübt, und ich habe von ihr die stärksten Eindrücke für mein Leben empfangen...

... Toyama nahm in seinem Leben weder eine Position noch ein Gehalt vom Staat. Als ganz freier Mensch widmete er mit dem treuesten Herzen alle seine Kräfte dem Vaterland, immer unbemerkt, immer im Hintergrund, ohne den Wunsch, belohnt zu werden. Ein Mensch wie ich, der nie etwas Nützliches geleistet hat und doch alle Ehren und alle Gnaden vom Kaiserhaus genießt, muß sich schämen, wenn er sein Leben mit dem von Toyama vergleicht. In der heutigen schweren Zeit ist seine Existenz von einer unermeßlichen Bedeutung für Japan.“

Und der ehemalige Außenminister Nofute Matsuoaka bekennet:

„Mitsuru Toyama ist seit meiner frühesten Jugend der väterliche Lehrer meiner Seele. Bei allen wichtigen Begebenheiten des Staates, die ich nicht allein entscheiden kann, gehe ich zuerst zu ihm und bitte ihn um seinen Rat. Erst dann kann ich einen Entschluß fassen. Dies ist meine Gewohnheit seit langer Zeit.“

Ich tue nichts, bevor ich nicht Toyamas Meinung kenne.“

Heute ist Mitsuru Toyama neunzig Jahre alt und doch noch ein Mann in voller Lebenskraft, ein Revolutionär im Denken und im Handeln, auf dessen Wort die Besten seines Landes andachtsvoll lauschen, ein Staatsmann von einmaliger Größe, ein Weiser, zu dem Hunderte pilgern, um sein Ansehen zu schauen oder seine Worte zu vernehmen.

Der japanische Schriftsteller Seizo Kimase hat uns mit seinem im Zinnen-Verlag, München, erschienenen Werk: „Mitsuru Toyama kämpft für Großasien“, dem nachfolgende Abschnitte entnommen sind, ein Buch geschenkt, das im rechten Augenblick zu uns spricht. Es vermittelt uns mit der spannenden Schilderung des Lebens und Kampfes Toyamas gleichzeitig einen Überblick über den ungeheueren Kampf Japans in den letzten Jahrhunderten, beginnend als unbekannter, der Welt verschlossener Inselstaat, anwachsend zur asiatischen Großmacht und kämpfend für die Einheit Großasiens.

Der Bau Großasiens, zu dem Toyama den ersten Stein gelegt hat, geht langsam seiner Vollendung entgegen, wenn auch noch viele Schwierigkeiten und harte Kämpfe zu überwinden sein werden; der raumumspannende Gedanke, dem er sein ganzes Leben gewidmet hat, beginnt in unseren Tagen erste Früchte zu tragen.

A. Aus Toyamas Kampf für Großasien.

Gespräch mit Sun Yatsen 1898.

Sun Yatsen:

„In Asien muß man vor allem die Positionen der Angelsachsen zerschlagen und Indien seine Selbstständigkeit zurückgeben. Solange das nicht geschieht, wird der Boden Asiens immer schwanken. Dafür aber ist es nötig, daß Japans Macht noch stärker wird, um den Angelsachsen gegenüberzutreten zu können. Ich hoffe, daß Japan so mächtig wird, daß es die Ketten der Angelsachsen zerbrechen und die Befreiung der Asiaten herbeiführen kann. Die asiatischen Völker müssen sich fest zusammenschließen, um das Ziel eines Großasiens zu erkämpfen und eine neue und gemeinsame ostasiatische Kultur zu schaffen.“

Auf Toyama machte es tiefen Eindruck, alle die Gedanken, für die er seit Jahren gekämpft hatte, und die der Inhalt seines Lebens waren, nun aus dem Munde eines chinesischen Patrioten zu vernehmen. Er sagte zu ihm:

„Sie haben vollkommen recht. Japaner und Chinesen müssen mit vereinten Kräften Asien von dem Druck der Angelsachsen befreien. Dazu aber muß vor allem China sich erneuern und stark werden. Eine chinesische Revolution ist die Vorbedingung zur Bildung Großasiens. Diese Revolution wollen wir gemeinsam ins Leben rufen. Sie soll ein Symbol sein für die Zusammenarbeit der beiden ostasiatischen Völker. Wir werden alles für Sie und Ihre Bewegung tun.“

Toyama nach Abschluß des japanisch-chinesischen Vertrages vom 25. Mai 1915 zu dem damaligen Ministerpräsidenten Okuma:

„Japan muß China immer eine gerechte Haltung zeigen. Es soll nie im Schlepptau Englands gehen und die gleiche imperialistische Politik treiben. Japan darf niemals die Europäer aus dem ostasiatischen Raum vertreiben, um ihr Nachfolger im Imperialismus zu werden. Japan muß jetzt mit China Krieg führen, aber einen friedlichen Krieg. Wenn Sie sich zu diesem friedlichen Kriege entschließen können, dann werde ich Sie mit aller Kraft unterstützen.“

Toyama zu Tschiang-Kaischek 1933:

„Dein Lehrer Sun Yatsen sagte immer: ‚China muß sich mit Japan zusammenschließen, um gegen die Feinde Asiens gemeinsam zu kämpfen. Das ist der zukünftige Weg Chinas.‘ Dieses Wort deines Lehrers sollst du nie vergessen. Der gemeinsame Feind beider Länder ist heute der Kommunismus. Wenn er in unsere Länder eindringt, dann müssen wir ihn mit vereinten Kräften austrotten. Wenn ein Chinese dem Kommunismus verfällt, wird er der Feind Japans. Auch du bist dabei nicht ausgenommen. Das mußt du wissen. Unsere Länder gehören zusammen: Ohne China ist Japan kein Japan, ohne Japan ist China kein China. Vergiß es nie, daß China keinen Tag bestehen kann, wenn es sich von Japan abwendet.“

Tschiang-Kaischek antwortete entschlossen:

„Ich werde Ihre Worte nie vergessen und sie immer hochhalten.“

In der Tat blieb er lange Zeit seinem Versprechen treu, indem er den Kampf gegen den Kommunismus aufnahm und Auswüchse eines allzu großen Japanbasses zu beschneiden suchte. Es war die Tragik seines Lebens, daß er durch seine widerspruchsvolle Politik dazu gezwungen war, mit den Kommunisten doch schließlich einen Kompromiß zu suchen.

Toyama 1938:

„Japan und China sind das vom Himmel geschaffene Ehepaar. Wenn dieses Paar getrennt wird, gibt es keinen Frieden im Fernen Osten, keinen Aufstieg Japans, keine Blüte Chinas. Der jetzige Krieg ist tief zu bedauern. Die Opfer beider Länder sind allzu groß. Aber wenn man durch diese Operation den Herd des Krebsgeschwürs vollständig entfernen kann, an dem die führenden Männer beider Länder in den letzten Jahrzehnten gelitten haben, dann wird das unglückliche Geschehen von heute zum Licht der Zukunft werden. Beide Länder sollen die großen Opfer nicht umsonst gebracht haben. Vielmehr sollen sie auf dem Boden dieser heiligen Opfer ein glänzendes Gebäude des Friedens und der Zusammenarbeit errichten und Großasien einer strahlenden Blüte entgegenführen.“

Das höchste Ziel einer Regierung in China muß sein, dem Volk einen Frieden zu schenken, in dem es mit Freude arbeiten und sein Leben ohne Sorgen genießen kann. China ist uner-schöpflich reich, und doch lebt der größte Teil des Volkes in ent-seglichtem Elend. Diesen Widerspruch zu lösen, ist die Aufgabe Japans.“

B. Aussprüche Mitsuru Toyomas.

Vom männlichen Geist.

Japanische Art ist es, nur an das große Ziel zu denken und schweigend auf die richtige Stunde zu warten. Das erst macht den großen Menschen aus.

Ein Mann, dem sein eigenes Leben nichts bedeutet und der weder nach Stellung noch nach Ehren strebt, ist nicht recht angesehen. Aber nur mit einem solchen Menschen kann man die Schwierigkeiten einer Zeit überwinden und etwas Großes für den Staat leisten.

Ein Mann muß solchen Geistes sein, wie Mong Osi sagt: „Reichtum kann ihn nicht verderben, Armut nicht verwandeln, Macht und Gewalt nicht beugen. Ein solcher Mensch wird Mann genannt.“

In diesem Wort liegt das Wesen des männlichen Geistes. Ein Leben ohne solchen Geist und Glauben und nur auf der Suche nach eigenem Vorteil ist unehrenhaft für einen Mann. Überall und zu jeder Zeit soll das letzte Ziel sein: das Blühen des Kaiserhauses, das Gedeihen des Staates und die Wohlfahrt des Volkes.

Der feste Entschluß.

Wenn einer seine ganze Kraft auf ein Ding konzentriert und es mit Todesmut durchführt, gelingen ihm die meisten Dinge.

Wenn einer irgend etwas tun will, so soll er es ausschließlich tun und nicht noch andere Möglichkeiten versuchen. Wenn man etwas erst lang überlegt und Bedenken hat, dann soll man es schon von Anfang an lassen. Den festen Entschluß faßt die richtige Seele. Die falsche Seele zögert zwischen zwei Wegen. Was die richtige Seele tut, ist immer gut. Die falsche Seele tut immer Schlimmes. Hab vor nichts Angst! Wenn du Angst hast, mißglückt dir alles. Vorher darf man schon Angst haben, aber an Ort und Stelle nicht mehr.

Der starke Wille.

Zum Leben gehören Mißgeschick und Schwierigkeiten. Wenn man einen unbeugsamen und starken Willen hat, erst dann kann man das helle Licht im Leben sehen. Alles im Leben macht der Mut. Ob die anderen mich loben oder verleunden, ist für mich gänzlich gleich. Das Wort von Kaishu Katsu: „Stürze dich selbst in Not und Gefahr! An der Grenze von Leben und Tod wirst du dich stählen“, sowie das von Saigo: „Man bekommt den festen Willen erst, wenn man allerlei Schwierigkeiten überwunden hat“ lehren letzten Endes nichts anderes als das, welchen Geist ein Mann haben muß.

Vertrauen auf die eigene Kraft.

Was für ein großes Ziel man immer haben mag, so soll man nicht viele Menschen um Hilfe bitten. Der Wunsch, den anderen zum Mitmachen zu überreden, kommt aus dem ungenügenden Vertrauen auf die eigene Kraft. Wenn ein einzelner Mensch etwas unternimmt, mit dem festen Entschluß, es allein und unter allen Umständen mit eigener Kraft zu Ende zu führen, gelingt es immer. Alle großen Werke der Helden aller Zeiten sind ihrem Glauben an sich selbst zuzuschreiben.

Pflicht.

Das Leben des Japaners geht mit Pflicht an und hört mit Pflicht auf. Der Japaner ist geboren, um unbewußt seine Pflicht zu erfüllen. Er tut es mit Freude und ohne Zwang. Damit erfüllt er seine Pflicht gegenüber dem Kaiserhaus und gegenüber dem Staat. Beides macht das Leben des Japaners aus.

In England ist es gerade umgekehrt: Dort beginnt das Leben mit Recht und endet mit Recht.

Bushido (der ritterliche Weg).

Saigo Kai schreibt: „Was man an einem Ritter schätzt, ist der Anstand.“ Das Wesen des Bushido besteht im Anstand. Mitsufumi Tokagawa erklärt den Bushido knapp und trefflich: „Anstand heißt: nicht lügen, seine persönliche Angelegenheit

nicht in den Vordergrund stellen, gerade Seele, kein Schmuck nach außen, Höflichkeit und gutes Benehmen nie verlieren, den Oberen nicht schmeicheln, die Untertanen nicht verachten, Versprechen unter allen Umständen halten, nie die anderen in der Not im Stich lassen, in allen Dingen vertrauenswürdig sein, kein Wort von unsauberer Geschichten oder Beschimpfungen; sich schämen können und nie etwas tun, was man nicht darf, auch wenn man deswegen seinen Kopf verlieren sollte; keinen Schritt zurückweichen, wenn man sein Leben opfern muß; seinen Verpflichtungen korrekt nachkommen, andererseits sanft und liebevoll sein und gegen die Armen und Schwachen mitleidig und barmherzig.“

Bushido war der Geist des Rittertums in der alten Zeit; aber heute, wo diese Sonderklasse aufgehoben wurde und das ganze Volk ihre Vorrechte genießt, soll der Bushido der Geist aller Japaner sein. Jeder einzelne soll danach handeln, und wenn dieser Geist in alle Japaner tief eingedrungen ist, wird das Ideal des wahren Friedens erreicht sein.

Kindesliebe.

Unser Körper gehört bis zum letzten Haar dem Kaiser. Wir dürfen nie glauben, daß er uns gehört. Zugleich ist der Körper ein Geschenk der Eltern an uns. Konfuzius sagt: „Den Körper haben wir von den Eltern bekommen. Ihn nicht zu verletzen, ist der Anfang der Kindesliebe.“ Es ist unsere Pflicht als Untertanen des Kaisers und Kinder der Eltern, den Körper zu schonen und nie unndig der Gefahr auszusetzen. Damit beginnt der Weg der Liebe der Kinder für die Eltern. „Zitternd und mit Herzklopfen, als ob man vor einem bodenlosen Abgrund stünde“, muß man achtgeben, den Körper nicht zu beflecken und zu verletzen.

Weiter wird der Weg der Kinder so gelehrt: „Seinem Herrn gegenüber untreu zu sein, ist nicht der Weg der Kindesliebe. Vor der Autorität des Staates und der Gemeinschaft keine Ehrfurcht zu haben, ist nicht der Weg der Kindesliebe. Dem Freund keine Treue zu halten, ist nicht der Weg der Kindesliebe. Vor dem Feind keinen tapferen Mut zu haben, ist nicht der Weg der Kindesliebe.“

Die Volksseele.

Konfuzius sagt: „Ich mache mir keine Sorgen darum, daß die anderen Menschen mich nicht kennen. Es beruhigt mich nur, daß ich die anderen nicht kenne.“ Der heutige Mensch kümmert sich nur darum, daß sein Name in der Welt bekannt wird. Aber es ist gänzlich gleichgültig, ob die anderen seinen Namen kennen oder nicht. Es ist die Sache der anderen und hat mit ihm selbst nichts zu tun. Darum handelt es sich nicht, sondern darum, daß ich die Namen der anderen kenne und die Seele der anderen erfasse, um die Welt zu retten und den Staat zum Aufschwung zu bringen.

Der gerechte Weg.

Sakamori Saigo zeigt uns das Wesen der Diplomatie in den Worten: „Ohne den Geist, unter allen Umständen und zu jeder Zeit dem Weg der Gerechtigkeit zu folgen, entschlossen mit Land und Volk dafür unterzugehen, kann kein Staat mit den anderen auf richtige Weise verkehren. Wenn er sich von der Macht der anderen einschüchtern läßt, immer nur die glatten Wege geht und sich ihrem Willen beugt, verachten sie ihn, und Freundschaft verkehrt sich in Feindschaft. Das Ende ist die Herrschaft der anderen.“

Wird der Staat beleidigt, so ist es die Aufgabe der Regierung, den gerechten Weg bis ans Ende zu gehen. Man soll den Krieg nach Möglichkeit vermeiden, aber wenn einer unseren kaiserlichen Weg, der die Gerechtigkeit in der Welt will, aufzuhalten wagt, so muß er niedergeworfen werden. Wenn das Feuer einmal eröffnet ist, muß es die höchste und unumstößliche Aufgabe der Regierung und des ganzen Volkes sein, den festen Entschluß zu fassen, keinen Schritt zurückzuweichen, auch wenn Land und Volk dabei zugrunde gehen sollten.

„Es ist der Geist,
der sich
den Körper
baut.“

Zur
Hundertjahrfeier
des
Bochumer Vereins.

Von W. Debus.

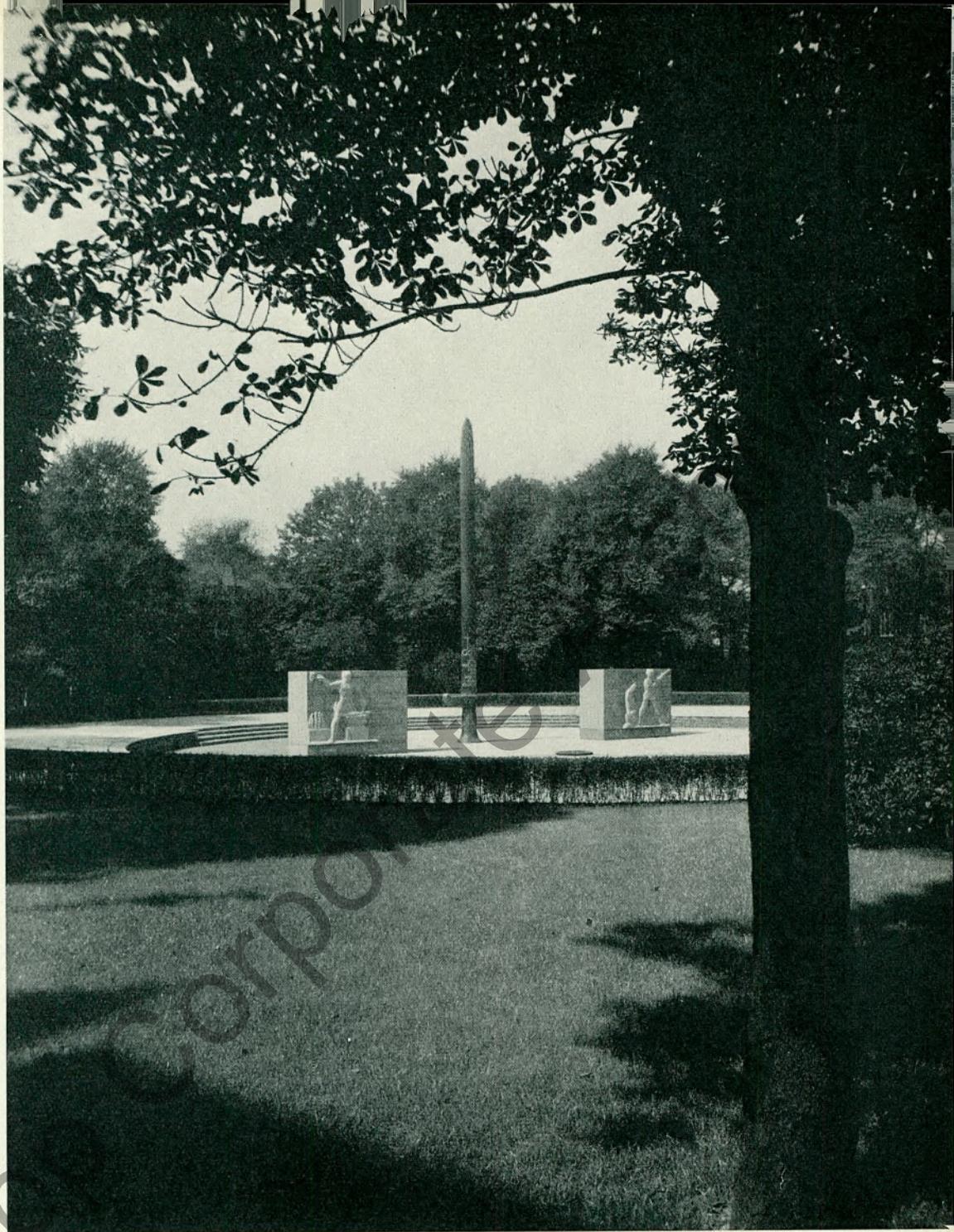
Ehrenmal
des Bochumer Vereins
für die im Weltkrieg 1914/18
gefallenen
Werkskameraden.

Lichtbild: Schmeling.

Auftakt.

Es ist bei einem großen Werk, dessen Name im Laufe der Jahrzehnte zu einem festen Begriff geworden ist, wohl ähnlich wie bei jedem großen und bedeutenden Menschen: Beim ersten flüchtigen Blick erscheint alles Erreichte so selbstverständlich, alles Gewordene so organisch gewachsen, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, dieser Entwicklung könnten sich je ernsthaftige Schwierigkeiten hemmend in den Weg gestellt haben. Und was bei dem Beschauer neben der Bewunderung verbleibt, ist nicht selten eine stille Resignation, daß es anderen, begnadeteren Naturen scheinbar leichter gefallen war, mit den Aufgaben, die das Leben ihnen stellte, fertig zu werden und sie nach ihrem Willen zu gestalten. Erst der näher herantretende Blick erfährt Einzelheiten, die in dies Bild uneingeschränkter Harmonie nicht zu passen scheinen, da sie von Rückschlägen und Enttäuschungen kündigen, von zähen erbitterten Kämpfen und verbissen ertragenen Niederlagen, von nagenden Zweifeln an der Berufung zum Werk oder an der Kraft, es fortzuführen oder zu vollenden.

V/VI/21



„Einhundert Jahre Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation . . .

Jubiläumsfeiern sind Stunden der Besinnung und des Stolzes. Stunden der Besinnung auf zurückliegende Jahrzehnte, in denen Generationen Baustein um Baustein in mühevoller, unermüdlicher Kleinarbeit zusammentrugen und einmauerten, Stunden des Stolzes auf das Gebäude, das aus und über diesen Steinen erwuchs und nun wohlgefügt und weithin sichtbar dasteht und Leistungen und Erfolge aufzuweisen hat, die über den Tag hinaus wertvoll und richtunggebend sind.

Es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß hierbei häufig der Stolz auf das Erreichte die besinnliche Rückschau auf die Schwere der durchmessenen Wegstrecke überstrahlt und daß nur die Marksteine gezählt und gewürdigt werden, deren Bedeutung besonders greifbar in Erscheinung tritt.

So ist es auch nicht verwunderlich, daß die Hundertjahrfeier des Bochumer Vereins für Gußstahlfabrikation einen seiner gegenwärtigen Bedeutung und geschichtlichen Tradition entsprechenden Widerhall gefunden hat.

125

Vom Grundstein der 1842 errichteten Ziegelstahlschmelze in Bochum bis zum Jahrestage, den der „Bochumer Verein“ als Werk von Weltruf in der Erzeugung hochwertiger Stähle begeht, sind bei dieser Gelegenheit noch einmal die Leistungen und Erfolge ins Gedächtnis zurückgerufen worden, die seinen Ruf begründeten und im Verlauf eines Jahrhunderts immer heller erstrahlen ließen.

Man erfährt, daß es dem Begründer des Bochumer Vereins, Jacob Mayer, bei seinem Bestreben, die deutsche Stahlindustrie von der Einfuhr englischen Rohstahls unabhängig zu machen, schon im Jahre 1836 gelang, einen hochwertigen Ziegelstahl zu erzeugen, der dem besten englischen Stahl in nichts nachstand; man wurde daran erinnert, daß wir demselben Manne die Erfindung des Stahlformgusses zu verdanken haben, jenes Verfahrens, bei dem der Stahl in flüssigem Zustand unmittelbar in feuerfeste, dem endgültigen Verwendungszweck genau entsprechende Formen vergossen wird, und durch die ihm ganz neue Verwendungsmöglichkeiten erschlossen wurden. Die Erwähnung der Großen goldenen Ehrenmedaille der Pariser Weltausstellung 1855 und der Verleihung des Ritterkreuzes der Ehrenlegion an Jacob Mayer bezeugt von neuem, wie die Zeitgenossen den Mann und sein Werk geehrt hatten, und die Verleihung des Ehrentitels „Nationalsozialistischer Musterbetrieb“ durch den Führer an den Bochumer Verein als erstem deutschen Stahlwerk am 1. Mai 1937 schlug eine Brücke über acht Jahrzehnte, in denen das Werk, getreu dem Leitsatz seines Gründers, nur hochwertige Stähle zu erzeugen, Erfolg um Erfolg an seine Fahnen heften konnte.

Aber Erfolge kommen nicht von ungefähr und über Nacht; sie wollen erkämpft sein in monate- und jahrelangem, ja zuweilen Jahrzehnte währendem zielbewußtem Ringen, unermüdetlicher Arbeit und selbstloser Hingabe an das Werk.

Unser Gedenkblatt zum hundertjährigen Bestehen des

Bochumer Vereins sei daher weniger den Erfolgen des Unternehmens selbst gewidmet, als vielmehr vor allem dem Ringen des Gründers um die selbstgesteckten Ziele, der rastlosen Arbeit an der Vervollkommnung des Erreichten und der selbstlosen Treue der Männer, deren Händen es später anvertraut wurde.

Der Anfang.

„Es liegt im Los aller menschlichen Dinge, daß sie von leidenschaftlichen Menschen gelenkt werden und daß ursprünglich kindliche Beweggründe zum Ausgangspunkt für eine Reihe von Vorgängen werden, die zu den größten Umpfaltungen führen.“

Friedrich der Große:
„Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg.“

Wo beginnt die Geschichte eines Werkes? Gewiß nicht erst dort, wo sich seine erstengreifbaren Umrisse vom Hintergrunde des Zeitgeschehens abheben oder ein Grundstein seine Geburt ankündigt. Was wir als sichtbaren Anfang ansprechen, ist zu meist schon das Endglied einer langen Kette von Hoffnungen und Entwürfen, noch nicht spruchreifen Plänen und bisher fehlgeschlagenen Versuchen, langsam gereiftes Gedankengut in die Wirklichkeit umzusetzen. Denn jedes Werk wurzelt im Geistigen. Und nur in den seltensten Fällen gelingt es einer glücklichen Hand, das geistige Anfangsglied dieser Kette zu entdecken und freizulegen.

Wo beginnt die Geschichte des Bochumer Vereins? Streng genommen nicht mit dem am 6. Dezember 1842 zwischen dem „Mechanicus“ Jacob Mayer aus Dunningen und dem Kaufmann Eduard Kühne aus Magdeburg

abgeschlossenen Vertrag, der es dem Erstgenannten ermöglichte, in Bochum eine Gußstahlfabrik zu errichten, „welche ein dem englischen gleiches Product liefert“, wie es im „Allgemeinen Organ für Handel und Gewerbe“ in Köln das Affoziationsgesuch Mayers versprochen hatte. Sie beginnt vielmehr mit den Stunden, in denen der Lehrling Jacob Mayer, von jugendlichem Wissensdrang gepackt, ein Loch in den Boden seiner Kammer bohrte, um seinen

Das Manuscript ist eine handschriftliche Notiz in deutscher Kursive. Der Text beginnt mit 'Im Manuscriptum Jacob Mayer' und beschreibt die Anfänge der Bochumer Vereinigung. Er erwähnt die Zusammenarbeit mit Eduard Kühne aus Magdeburg und die Errichtung einer Gußstahlfabrik in Bochum. Der Text ist datiert auf den 16. November 1842.

Geheimes Staatsarchiv, Berlin.

Ein Blatt aus der Denkschrift Jacob Mayers vom 16. November 1842.

Lehrherrn bei nächtlichen Experimenten zu beobachten, mit denen dieser, ein Kölner Uhrmacher, versuchte, „Gußstahl selbst zu fabrizieren, um die feueren nur aus England käuflichen Uhrfedern und stählernen Handwerkszeuge selbst und billiger herzustellen“, wie die Ortsgeschichte von Dunningen, dem Geburtsdorf Mayers, berichtet. Was dem Meister versagt blieb, erreichte nach einer langen Reihe von Lehr- und Wanderjahren der Lehrling, in schwäbischer Verbissenheit und Zähigkeit immer nur ein Ziel vor Augen: dem Geheimnis der Güte des englischen Gußstahls auf die Spur zu kommen und ein dem englischen gleichwertiges Erzeugnis selbst herzustellen. Aneignung von Kenntnissen in Mathematik, Physik und Chemie während der Lehrzeit war die erste Stufe; die Einsicht, seinem Ziel nur in der Heimat des Gußstahls näherzukommen, führte zwangsläufig zum zweiten Schritt: Den Achtzehnjährigen trieb es nach abgeschlossener Lehre nach England, wo er in Gußstahlwerken Beschäftigung suchte und auf diese Weise mit dem dort üblichen Verfahren der Ziegelfabrikation vertraut wurde. „Mit Gefahren für seine Person waren diese Forschungen verbunden. Ohne genaue Kunde von allem kehrte er zurück und begann im Jahre 1838 am Nippes bei Köln provisorische Hütten zu erbauen, um nun auch Gußstahl zu fabrizieren“, wie er selbst später schreibt, um dann fortzufahren: „Mit nie rastendem Eifer und ungetheilte Zeit, mit äußerster Ausdauer von früh bis spät fand er bald für solche Mühen Aussicht auf Erfolg; allein, seine Mittel waren darüber erschöpft.“ Wieviel man zwischen diesen wenigen Zeilen lesen muß, geht aus der Tatsache hervor, daß seit seiner Rückkehr aus England bis zu der Errichtung der provisorischen Hütte in Köln noch Jahre angestrengter Arbeit und immer neue Versuche lagen, die Mayer in seinem Geburts- haus in Dunningen angestellt und die nicht nur die eigenen Ersparnisse, sondern auch die von den Geschwistern gewährten Darlehen nach und nach verschlangen. Nun stand er in Köln wieder einmal vor der Entscheidung: zurückweichen oder festhalten, aufgeben oder weiterkämpfen? Ein unerschütterlicher Glaube und die feste Zuversicht halfen ihm 1839 „einen Compagnon mit neuen Geldern“ finden, der ihm die Möglichkeit bot, seine „provisorische Hütte“ in Nippes zu einer Fabrik auf regeltem Betrieb auszubauen, in der er dann auch „das Resultat des edelsten Fabrikates glücklich erreicht“.

Doch auch jetzt noch, als der zähe Schwabe nach einem Jahrzehnt unablässigen Ringens am Ziel zu stehen scheint, stellen sich neue Schwierigkeiten ein, die allerdings nicht mehr in der Herstellung eines hochwertigen Ziegelfabrikates liegen, sondern aus der Standortfrage der geplanten Fabrik erwachsen. Für Mayer gibt es hier nur eine Entscheidung: Das Werk muß ohne Rücksicht auf persönliche Wünsche dort stehen, wo sich die für die Gußstahlerzeugung geeignetste Kohle findet, gleich-

zeitig aber so nahe wie möglich an dem aussichtsreichsten Absatzgebiet: der seit Jahrhunderten Stahl verarbeitenden bergisch-märkischen Industrie; also auf der Ruhrkohle in der „Gegend bei Bochum und Essen“. Als der aus der Eifel stammende Geldgeber es ablehnt, „in der Ferne ein Etablissement ohne eigene Aufsicht zu schaffen“, sucht Mayer nach einer anderen Verbindung, und am 6. Dezember 1842 kommt es zwischen ihm und dem aus Magdeburg stammenden, in Köln ansässigen Kaufmann Eduard Kühne zum Abschluß eines Vertrages, der es Jacob Mayer ermöglicht, seine Bindung an den bisherigen Teilhaber zu lösen und die Gußstahlfabrikation nach seinen Plänen und in der von ihm vorgeschlagenen Gegend aufzunehmen; erst jetzt hatte die offizielle Geburts-

stunde der Firma Mayer und Kühne und des aus ihr hervorgegangenen Bochumer Vereins für Gußstahl geschlagen. Erst nach zweijähriger Bauzeit konnte im Jahre 1845 der Betrieb aufgenommen werden. Acht Jahre später, 1853, war der Wert des mit einem Kapital von nur 10 000 Taler erschaffenen Werkes nach Gutachten Friedrich Harkorts auf 432 877 Taler gestiegen, wovon 80 000 Taler auf Fabrikationsgeheimnisse entfielen. Und trotzdem mußte wegen Kapitalmangels das Unternehmen in seiner bestehenden Form liquidiert werden, da es aus Mangel an flüssigen Geldmitteln nicht lebensfähig schien. Damit war die weitere Lösung der Aufgabe, der Mayer nun fast zwei Jahrzehnte lang seine ganze Kraft gewidmet und die er auch technisch vorbildlich gemeistert hatte, erneut in Frage gestellt.

Es ist müßig, Gedanken darüber anzustellen, wie die weitere Entwicklung des Werkes gelaufen wäre, wenn der Preussische Staat Jacob Mayer damals die erbetene und in einem ausführlichen

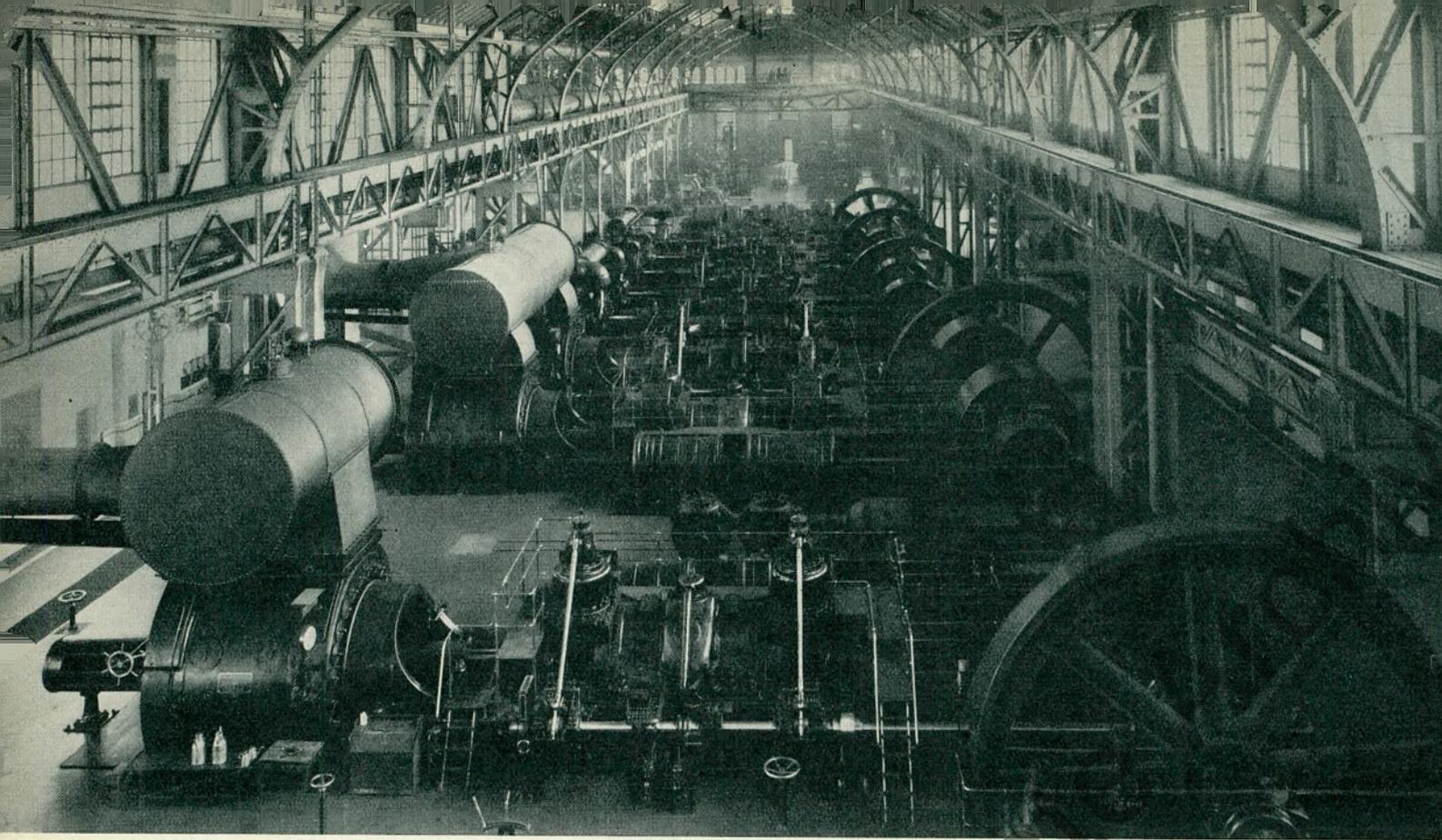
Promemoria begründete Unterstützung von 50 000 Taler gewährt hätte (nebenbei bemerkt, ein geringer Bruchteil der Summe, die der aus der damaligen Liquidation hervorgegangene Bochumer Verein aus Anlaß seines hundertjährigen Jubiläums allein zur Förderung wissenschaftlicher Forschungen dem Reich zur Verfügung gestellt hat). Von einer höheren Warte aus gesehen, ist der Weg, den das Unternehmen notgedrungen und anfangs gegen den Willen seines Gründers gehen mußte, sicherlich zu begrüßen, da nur so Männer zur Mitarbeit und zum Aufbau gewonnen werden konnten, die sowohl bei Lebzeiten Jacob Mayers diesen die geschäftlichen und organisatorischen Sorgen abnahmen, welche ihn von der Erfüllung seiner eigentlichen Aufgabe abgelenkt hätten, als auch später in der Lage und befähigt waren, sein Lebenswerk in seinem Sinne aufzubauen und fortzuführen.

Aber wir greifen hier der Entwicklung schon voraus und laufen damit Gefahr, ein Kapitel zu überspringen, das zu einem der interessantesten und bedeutendsten nicht nur in den



Jacob Mayer.

Zeichnung von F. Graf.



Gasmaschinenzentrale.

Rechts: Kokillenguß.

Farbfoto: Vennefrohne / Bochumer Verein.

Beim Kokillenguß wird der flüssige Stahl aus der Pfanne (einem mit feuerfesten Steinen ausgemauerten Behälter) in gußeiserne Blockformen (Kokillen) vergossen. Die Kokillen, die oben und unten offen sind, besitzen oben einen etwas geringeren Querschnitt als unten, damit sie von den erstarrten Stahlblöcken abgehoben werden können. Die Stahlblöcke werden anschließend im Walzwerk zu Trägern, Schienen, Röhren, Drähten usw. verarbeitet.

Annalen des Bochumer Vereins, sondern in der Geschichte der Technik überhaupt gehört: Die Erfindung des Stahlformgusses.

Wer einmal Gelegenheit hatte, ein großes Industrierwerk, ganz gleich welcher Art, zu besichtigen, dem bleibt als einer der stärksten Eindrücke das Bild der Maschinenzentrale in der Erinnerung haften. Stählerne Giganten, nicht selten in Reihen bis zu vier und mehr nebeneinanderliegend, surren fast unhörbar im gleichen Takt, Schwungräder, neben denen der Mensch als Zwerg wirkt, kreisen als glitzernde Scheiben von riesenhaften Ausmaßen um ihre Achsen, Kolbenstangen gleiten scheinbar gewichts- und schwerelos auf ihren Lagern, und nur ein leises Zittern des Bodens der weitgestreckten Halle läßt die Gewalt der hier entwickelten und gleichzeitig gebundenen Titanenkräfte ahnen.

Wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts haben trotz aller Selbstverständlichkeit, mit der wir alles Große und Gewaltige, was uns die Technik beschert, hinzunehmen gewöhnt sind, das Staunen und die Bewunderung nicht verlernt. Was uns aber zuweilen fehlt, sind Augenblicke nachdenklicher und ehrfürchtiger Besinnung auf die Voraussetzungen, denen die Wunderwerke der Technik ihre Entstehung verdanken. So hat gar mancher sicherlich auch die Schwungräder und die Maschinen-, Motoren- oder Turbinengehäuse jener gewaltigen Maschinen als selbstverständliche Bestandteile des Ganzen hingenommen, ohne sich über die Geschichte ihrer Entstehung und die Art ihrer Herstellung besondere Gedanken zu machen. Würde er sich wirklich der Mühe unterziehen, der beiläufigen Erwähnung des ihn führenden Ingenieurs, daß diese Stücke gegossen sind, an Hand eines Legirons nachzuspüren, dann würde diese Erweiterung seines Wissens bestenfalls in der

nüchternen Begriffsbestimmung bestehen, die wir schon an anderer Stelle erwähnten, nämlich daß Stahlformguß das Vergießen flüssigen Stahles in feuerfeste, der endgültigen Gestalt des Werkstückes entsprechende Formen bedeutet. Er würde aber weder einen Hauch von dem Geiste verspüren, der sich hinter dieser Erfindung verbirgt, noch den Namen des Mannes, dem wir sie verdanken, erfahren. (Nachschlagewerke pflegen mit der Verteilung von Lorbeeren an Dichter und Schriftsteller, denen ein Roman oder ein schmales Gedichtbändchen gelungen ist, freigebiger zu sein als gegenüber Männern, die mit ihren Erfindungen und Leistungen der Geschichte der Technik ein neues, unvergängliches Blatt hinzufügen. Und der in seiner Dachkammer auf den Ruß der Muse wartende Poet ist anscheinend bemerkenswerter als der am tausenden Webstuhl der Zeit rastlos wirkende Latmensch, der um den Bestand und die Fortdauer seines Lebenswerkes bis zum letzten Atemzug kämpfen muß.)

Vom Stahlguß zum Stahlformguß.

„Ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte.“

Goethe.

Fast genau zwei Jahrzehnte unablässiger Arbeit liegen zwischen dem Tag, an dem der Lehrling Jacob Mayer von dem Gedanken gepackt und nicht mehr losgelassen wurde, dem in England sorgsam gehüteten Geheimnis des Tiegelgußstahles nachzuspüren, und seinem ersten abschlägig beschiedenen Gesuch um Erteilung eines Patentes auf die Herstellung von Glocken aus Gußstahl, mit dem das neue Verfahren des Stahlformgusses zum ersten Male vor die Öffentlichkeit trat. Bis-



thyssenkrupp Corporate Archives

Stahlforguß.

Der Stahlforguß ist die vollkommenste Formgebung des Stahles, durch die diesem ganz neue Verwendungsmöglichkeiten erschlossen wurden. Bei diesem Verfahren wird der Stahl in flüssigem Zustand unmittelbar in feuerfeste, dem endgültigen Verwendungszweck genau entsprechende Formen vergossen.

Es genügt, aus der Fülle der neuen Verwendungsbereiche den neuzeitlichen Maschinenbau, den Bedarf der Eisenbahn an rollendem Material, den neuzeitlichen Schiffbau und die chemische Industrie mit ihren Hochdruckanlagen zu erwähnen, um zu erkennen, welche einzigartige Bedeutung der Erfindung des Stahlforgusses in der Geschichte der Stahlverarbeitung zukommt.

Das nebenstehende und die beiden folgenden Bilder vermitteln drei Einblicke in die Stahlforgießerei des Bochumer Vereins.

Rechts: Offene Gießgrube, in der die Formen mit der Fertigstellung der Gußform für den Druckzylinder einer hydraulischen Presse beschäftigt sind.

Lichtbild: Ainslie.

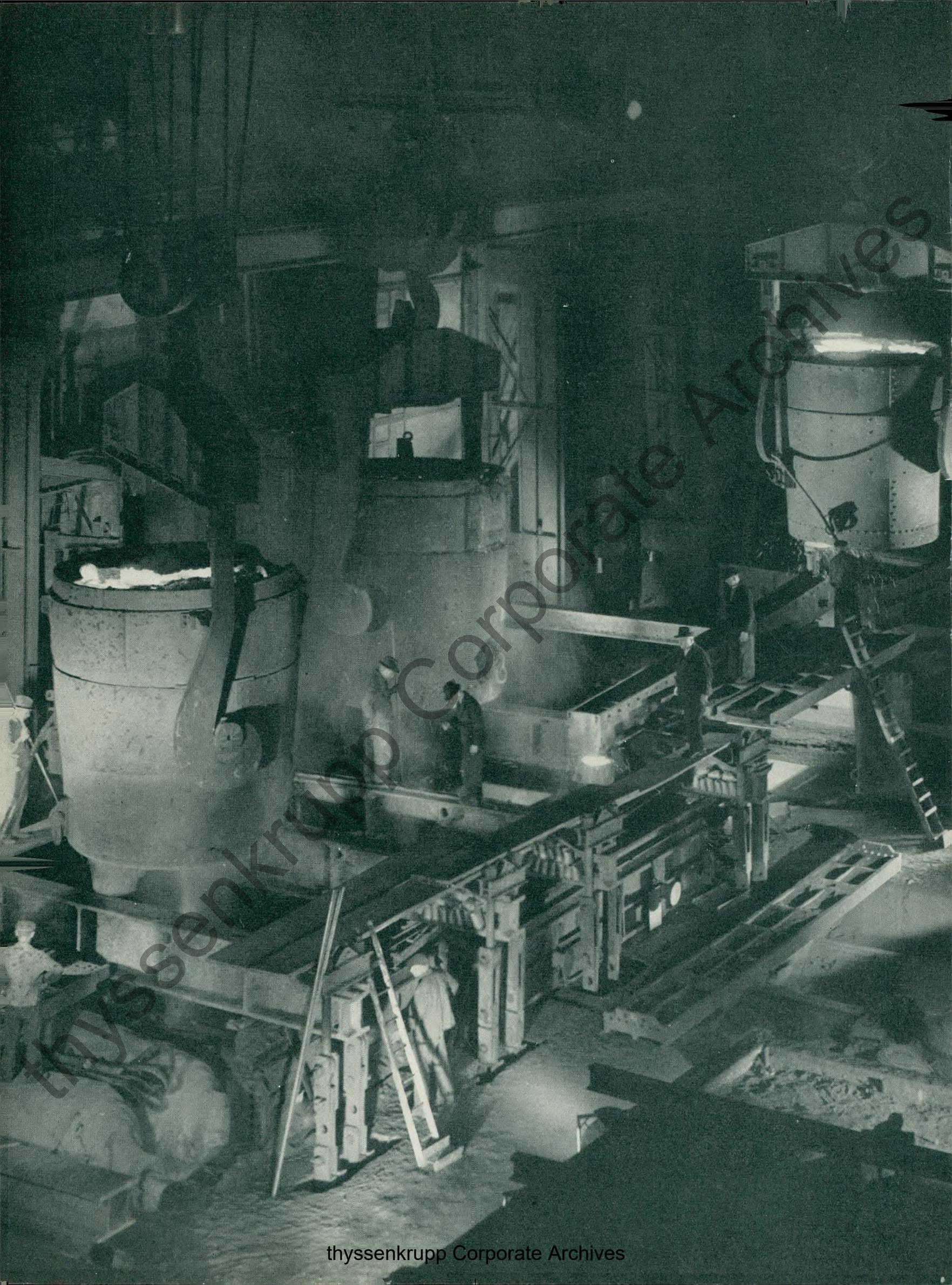


her kamte man nur das Vergießen des flüssigen Stahles zu massiven vierkantigen oder runden Blöcken, aus denen durch Schmieden, Pressen oder Walzen in zum Teil langwierigen und kostspieligen Arbeitsgängen die endgültige Form des gewünschten Werkstückes entstand. Jetzt war es möglich, den im Tiegel erzeugten Stahl unmittelbar in die endgültige Form zu vergießen. Daß die Verwirklichung dieses so naheliegenden Gedankens eine revolutionierende, den Zeitgenossen unmöglich erscheinende Tat bedeutete, erhellen am eindrucksvollsten die Zweifel des damals auf dem Kontinent als maßgebend geltenden Stahlfachmanns Alfred Krupp, der anlässlich der Ausstellung von Bochumer Gußstahlbocken auf der Pariser Weltausstellung 1855 in einem offiziellen Einspruch die Möglichkeit des Stahlforgusses überhaupt entschieden bestritt und darauf drang, eine der Bocken zu zerbrechen, um das verwandte Material auf seine Schmiedbarkeit und damit seine Qualifikation als Gußstahl prüfen zu lassen. Das Ergebnis

zerstreute die letzten Zweifel von Fachwelt und Öffentlichkeit. Die Auswirkung der neuen Erfindung fasste der offizielle Bericht der Pariser Weltausstellung in folgende weiterschauende Schlusssätze zusammen:

„Mit der Darstellung der Fassongüsse aus Gußstahl, deren Arbeit als Geheimnis gewahrt wird, ist der Anwendung dieses vortrefflichen Materials ein neues Feld eröffnet und der Maschinenkonstruktion ein weiteres, unschätzbares Hilfsmittel geboten. . . , eine Menge Arbeit, welche bisher aufgewendet werden mußte, ist gewonnen. . . und wir werden nicht nur eine Menge Gegenstände mit Hilfe dieses Materials schneller und billiger, sondern auch manche neuen Erzeugnisse entstehen sehen, deren Herstellung bisher nicht lohnend gewesen wäre.“

Wir wissen nicht, wann Jacob Mayer zum ersten Male ein aus Tiegelstahl gewonnenes Gußstück, das keinerlei Risse aufwies, aus den Formen löste und mit berechtigtem Stolz betrachtete; und es findet sich in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen kein Hinweis auf den Zeitpunkt, an dem der Gedanke



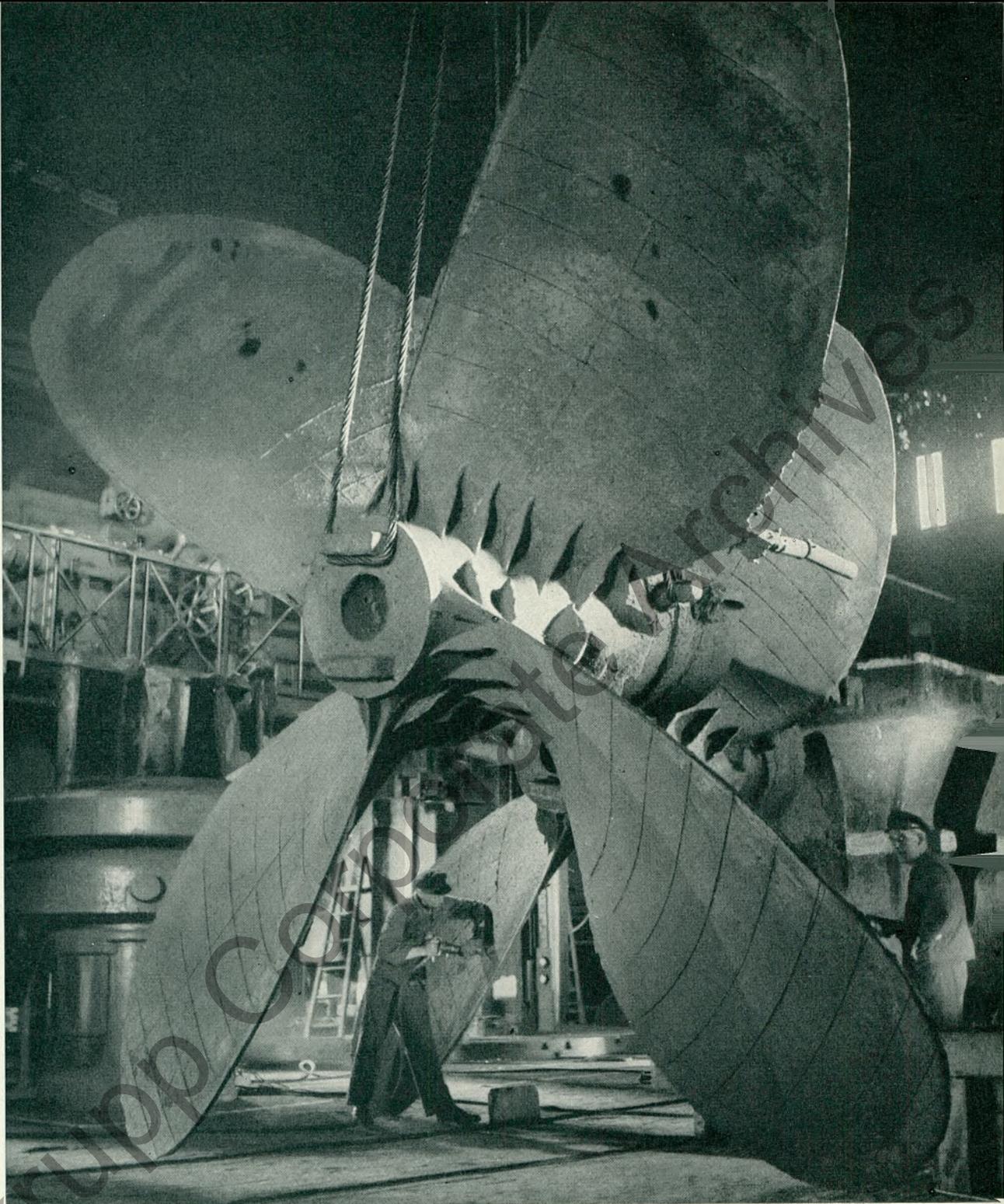
Links:
Aus drei Pfannen ergießt sich gleichzeitig der flüssige Stahl in die darunterliegende Form.

Rechts:
Vierflügelige stählerne Schiffschraube nach dem Herausheben aus der Form in vorgepußtem Zustand.

Lichtbild: Demestrohne.

des Stahlformgusses zum ersten Male in ihm Wurzel schlug, um ihn nicht mehr loszulassen, bis er greifbare Gestalt angenommen hatte. Was sich nachträglich abschätzen oder, vielleicht richtiger gesagt, nur ahnen läßt, ist das Ausmaß und die Fülle unermüdlicher, vielseitiger Kleinarbeit, die erst die sachlichen Voraussetzungen für das Gelingen schuf. Ein auch dem Laien verständlicher kleiner Ausschnitt aus den Vorarbeiten mag dies näher beleuchten: Da gewöhnlicher Sand sich aus verschiedenen Gründen als Formmasse für den Stahlformguß nicht eignet, mußte diese aus einem anderen Stoff angefertigt werden. Mayer fand schließlich eine Mischung, die nach dem zweiten Patentgesuch, dem eine eingehende Beschreibung des Verfahrens beigefügt war, aus 1728 Kubikzoll ausgeglüheter und danach gemahlener feuerfester Tonerde, 70 Kubikzoll Bierhefe, 45 Kubikzoll Eiweiß, 86 Kubikzoll ungebrannter und geschlämmter Tonerde bestand. Es genügt, die Zahlen in ein Prozentverhältnis zueinander zu setzen (Tonerde 89,55%, Bierhefe 3,62%, Eiweiß 2,38%, geschlämmte Tonerde 4,45%) und sich dabei zu vergegenwärtigen, daß auf diesem Gebiet bisher keinerlei Vorarbeiten geleistet waren, deren sich Mayer bedienen oder auf denen er aufbauen konnte, um sich in etwa eine Vorstellung von den unzähligen Versuchsreihen — und immer neuen und mißlungenen Guß-

V/VI/27



proben! — machen zu können, die allein der Lösung dieses Teilstückes der Gesamtaufgabe vorausgingen.

Mit wachsendem Werk wachsen die Sorgen.

„Erfinden heißt, einen aus einer großen Reihe von Irrtümern herausgeschälten richtigen Grundgedanken durch zahlreiche Mißerfolge und Kompromisse hindurch zum praktischen Erfolg führen.“

Rudolf Diesel, Die Erfindung des Dieselmotors.

Zum praktischen Erfolg führen... das hieß nicht nur, das Geheimnis eines hochwertigen Gußstahls ergründen und den Stahlformguß erfinden. Es hieß auch die finanziellen Mittel beschaffen, um ein Werk errichten zu können, das Gußstahl „fabrizierte“ und Stahlgüsse in solchen Mengen herstellte, daß man den englischen Wettbewerber aus dem Felde schlagen konnte.

Schon an anderer Stelle wurden die Schwierigkeiten ge-

131

streift, denen sich Jacob Mayer hierbei gegenübergestellt sah. Mit jedem Schritt wuchsen die geldlichen Anforderungen, welche die Verwirklichung seiner Pläne neben dem geistigen Ringen um ihre Reife an ihn stellten. Zwischen dem ersten Darlehn in Höhe von 50 Taler, das ihm sein Bruder Josef Ende 1836 gewährte, und der Gründung des Bochumer Vereins mit einem Aktienkapital von 1 Million Taler, die die Firma Mayer und Kühne vor dem finanziellen Zusammenbruch rettete, spannt sich eine endlose Kette größtenteils kurzfristiger Verpflichtungen, die Jacob Mayer in bedingungslosem Glauben an sein Werk einging, und die nun auf ihm und dem Unternehmen lasteten. Aber es war nicht etwa so, als ob Jacob Mayer, von seinen technischen Ideen beseffen und sie mit schwäbischer Hartnäckigkeit verfolgend, den Ueberblick über die geschäftliche Entwicklung des Unternehmens jemals verloren hätte; das Werk drängte vielmehr aus sich heraus nach Größe und zwang seine Gründer zu immer weiterem Ausbau.

Die notwendige von Mayer anfangs keineswegs freudig begrüßte Umwandlung in eine Aktiengesellschaft, deren technischer Leiter er wurde, war von doppeltem Vorteil: sie ermöglichte es Mayer, sich ganz seiner praktischen Aufgabe zu widmen, und sie schenkte dem Werk in Louis Baare den Mann, dessen wirtschaftliches Schaffen bahnbrechend für die Entwicklung des Bochumer Vereins und darüber hinaus des ganzen rheinisch-westfälischen Industriegebiets wurde.

Es ist verständlich, daß es zwischen zwei so ausgeprägten Naturen, wie es Mayer und Baare waren, anfangs zu erheblichen Meinungsverschiedenheiten kam. Dem großen Stahlfachmann mag es besonders schwer gefallen sein, sich dem jüngeren Kaufmann zu fügen, zumal das erste Bochumer Tätigkeitsjahr Baares in die Zeit des höchsten technischen Triumphes für Jacob Mayer fiel, dem auf der Pariser Weltausstellung die Große goldene Medaille verliehen wurde. Um so höher ist es zu bewerten, daß beide Männer, von der gleichen, alles überwindenden Treue zum Werk beseelt und getragen, immer wieder den Weg zu gemeinsamer, erfolgreicher Arbeit fanden. Die Überbrückung der zum Teil sehr ernststen Gegensätze und Spannungen war insbesondere das Verdienst Baares, der sogar gelegentlich den Gedanken erwog, selbst zurückzutreten, um dem Werk die technische Schöpferkraft Mayers zu erhalten, deren Bedeutung er in einer Zeit schärfster Zuspitzung der Spannungen dem Aufsichtsrat gegenüber in die Worte kleidete: „In Mayer würden wir das Fundament verlieren, nachdem wir langsam und mit Mühe ein festes Haus aufzubauen im Begriffe stehen.“ Und zwei Jahrzehnte später widmete er dem Gründer des Werkes die ergreifenden Worte: „Ich muß namentlich meines Freundes, des leider zu früh verstorbenen technischen Direktors Mayer, mit innigem Dankgefühl gedenken. Seine Natur war von der meinen wesentlich verschieden, unsere Ansichten gingen in vielen Punkten weit auseinander, aber gleichwohl haben wir uns gegenseitig geachtet, und nie werde ich vergessen, mit welcher Treue mein Freund von frühmorgens bis zum späten Abend, auf alle Genüsse des Lebens verzichtend, seiner beruflichen Aufgabe gelebt und so das Gedeihen des Bochumer Vereins kräftig gefördert hat.“

Die Bedeutung des Mannes, der so über seinen Mitarbeiter urteilte, hat wohl am treffendsten Emil Kirdorf wie folgt zusammengefaßt:

„Louis Baare hat dem Vaterland nicht nur durch die Ausgestaltung des Bochumer Vereins zu einer industriellen Werkstätte von Welt Ruf unvergängliche Dienste geleistet, sondern auch durch seine Initiative zugunsten einer gesetzlichen Sicherstellung des deutschen Arbeiters gegen Unfall sorgen eine selbst vom Fürsten Bismarck hoch anerkannte Tat vollbracht. Auch war er jahrzehntelang den industriellen Kreisen Deutschlands ein Führer auf dem Weg zum Schutz der nationalen Arbeit. Louis Baare gehört zu den Persön-

lichkeiten, die an der Spitze der Ruhrwirtschaft standen, als es galt, den deutschen Stahl gegen den übermächtigen Wettbewerb der älteren Industrieländer zur Weltgeltung zu bringen, und wenn wir heute stolz sein dürfen auf die wirtschaftlichen Kräfte der Ruhrwirtschaft, so wollen wir nicht vergessen, daß Männer wie Baare die großen Träger dieses Aufstiegs gewesen sind.“

Für Volk und Vaterland.

„Dem Genie ist sein Werk Zweck, dem gewöhnlichen Menschen nur Mittel. Groß ist nur der, welcher nicht seine Sache, sondern einen objektiven Zweck verfolgt, der Große lebt nicht für sich, sondern für alle.“

Rudolf Diesel.

Das Gesetz, nach dem Jacob Mayer angetreten und dem er bis zu seinem letzten Atemzuge treu blieb, bestimmte seinen Lebensweg vom siebzehnten Jahr an. Dem Dreiundzwanzigjährigen schwebt es als Aufgabe vor, die „praktische Tätigkeit seines Lebens der Einführung seines Gußstahls, welcher der besten englischen Qualität in jeder Hinsicht gleichkommt, in Preußen zu widmen“. Der Dreiunddreißigjährige ergänzt: „Wir wollen mit niemand in Konkurrenz treten; wir wollen niemand in seinem Erwerb schmälern, sondern nur einen Industriezweig ins Leben rufen, welcher binnen kurzem einer so sehr bedeutenden Zahl wachsender preussischer Untertanen sicheres Brot für schöne Arbeit zuführen muß“, um mit dem prophetischen Ausblick zu schließen: „und wenn alles dies ineinandergreift, so dürfen wir Preußen auf unsere Gußstahlwerkzeuge mit ebenso gerechtem Stolz blicken, als es heute der Briten im Bewußtsein der Übermacht seiner Kenntnisse in dieser Branche nicht unerläßt. Und das schwere preussische Geld, welches das ernste Großbritannien noch jährlich von unseren Küsten dafür hinwegführt, es bleibe im Lande und ernährte viele Tausende von fleißigen Händen und treuen fröhlichen Untertanen.“

Achtzehn Jahre später belief sich die Belegschaft „seiner“ Gußstahlfabrik allein schon auf rund 2000 Arbeiter, von den befruchtenden Auswirkungen des neuen deutschen Qualitätsstahles auf die gesamten stahlverarbeitenden Industriezweige und die in ihnen neu beschäftigten unzähligen „fleißigen Hände“ ganz zu schweigen. Weitere fünfunddreißig Jahre später, 1907, war das erste Zehntausend, im Jahre 1919 schon das zweite überschritten. Die Wirklichkeit hatte die einstigen Hoffnungen und Erwartungen weit überflügelt. Und doch ist dieses in den Belegschaftsziffern eindrucksvoll sich widerspiegelnde Wachsen des Werkes nicht das eigentlich Wesentliche. Bedeutungsvoller und einmalig ist es, daß nicht nur dem Begründer des Werkes bei seiner Erfindung, die den Grundstein zur Größe legte, sondern auch seinen zu Sachwaltern seines Vermächtnisses berufenen Nachfolgern ein Ziel unverrückbar und unantastbar vor Augen schwebte, für das sie sich alle ohne Rücksicht auf Mißverständnisse und Anfechtungen bis zum letzten Atemzuge einsetzten: In patriae serviendo consumor!“ Im Dienste für Volk und Vaterland liegt meine Aufgabe!

Von Jacob Mayer angefangen, der vielleicht allzu blind gegenüber inneren und äußeren Schwierigkeiten nur seine Aufgabe kannte, über Louis Baare, der, gezügelt durch einen nüchternen Wirklichkeits Sinn, diese Widerstände meisterte, bis zu Walter Borbet, den letzten großen Leiter und Lenker der Geschichte des Bochumer Vereins im ersten Jahrhundert seines Bestehens, zieht sich diese Gesinnung wie ein roter Faden stets durch die Werks Geschichte des Unternehmens.

Rechts: Schmelzer am Hochofen.
Fotografie: Kinsit / Bochumer Verein.

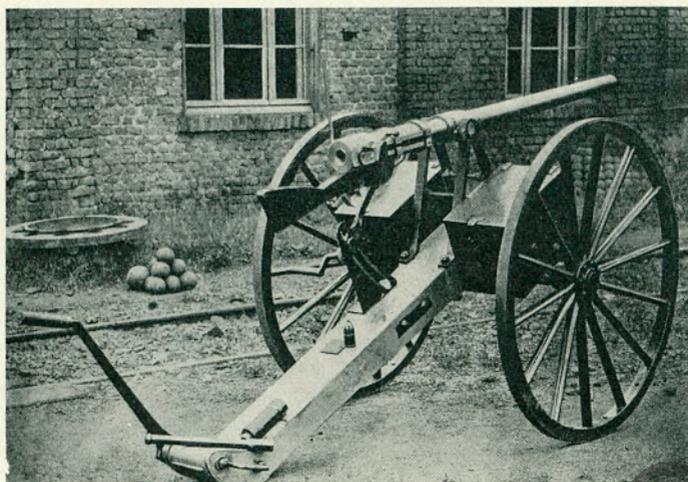


Von der Stahlschmelze zur Waffenschmiede des Reiches.

„Wir bauen in Treue weiter an dem Werk unseres Lebens, dem Bochumer Verein, und stellen unsere Kraft gläubig und pflichtbewußt in den Dienst des Vaterlandes.“
Walter Borbet an seinem 25jährigen Werkjubiläum 1936.

Daß der Bochumer Verein heute wie im letzten Weltkrieg unter den Waffenschmiedern des Reiches eine bedeutsame Stellung einnimmt, ist bekannt. Nur wenige aber wissen, daß die Kunst des Waffenschmiedens seit fast hundert Jahren dort heimisch ist, ja daß Jacob Mayer gleichzeitig mit und unabhängig von Alfred Krupp, der als Kanonenkönig in das Bewußtsein seiner Zeit eingegangen ist, die Gußstahlkanone erfunden und dem Preussischen Kriegsministerium einen entsprechenden Vorschlag unterbreitet hat.

„Soviel uns bekannt“, heißt es in seinem Antrag vom 5. Juni 1844, „benutzt man den Gußstahl bisher noch nicht zur Bewaffnung der Armee, und doch eignet er sich seiner Härte und Zähigkeit halber ganz besonders dafür, als die Waffen davon viel leichter sein dürfen und — was wohl



Einer der ersten Vorläufer unserer Flak:
Ballonabwehrkanone,
hergestellt beim Bochumer Verein in den 70er Jahren.

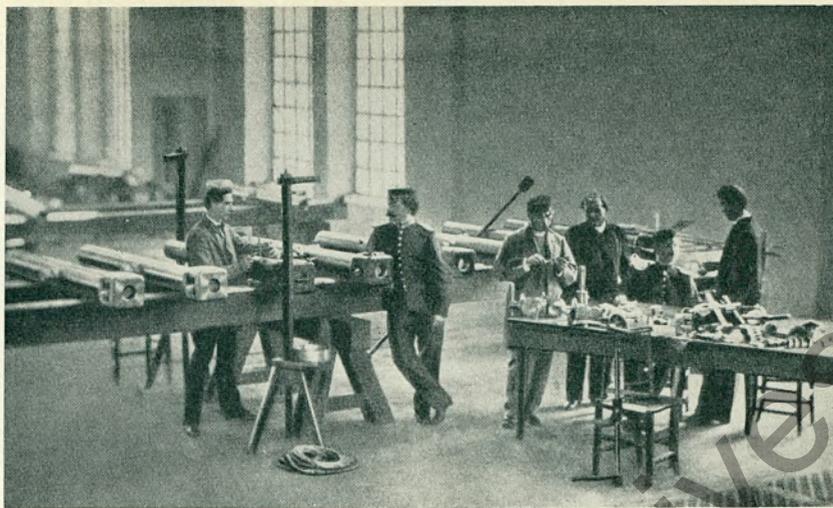
wesentlich — viel dauerhafter wären. Ein Geschützlauf aus Gußstahl kann mindestens ein Drittel leichter sein, und ist die Abnutzung bei oben erörterter Güte des Materials sehr unbedeutend. Das wichtigste dünkt uns jedoch: eine Kanonengießerei, da etwa über die Hälfte der seitherigen Schwere der bronzenen Kanonen und noch mehr die wohl mindestens zwanzigfach längere Brauchbarkeit für Feuer mit Kugeln von dem größten Nutzen im Felde sein muß. Solch eine Kanone wird nie springen oder aufreißen.

...Wir wollen noch im Laufe dieses Jahres von den Waffen Probeexemplare auffertigen, um dadurch die volle Bestätigung unserer eben geäußerten Vorzüge solcher Kanonen darzulegen.

...Stolz würden wir sein, dem lieben Vaterlande diese wichtige Waffe zuerst zuzuführen, und deshalb bleiben wir auch entschlossen, mit unseren schwachen Kräften allein die Probestücke kleiner Kaliber zu vollenden.“

Zwar vergingen mehr als zehn Jahre, bis die erste Bestellung auf einen „Zwölfpfünder“ einlief, und ein weiteres Jahrzehnt verfloß bis zum ersten, von der Bayerischen Regierung eingehenden Serienauftrag auf 100 7,8-cm-Gußstahlgeschütze. Die Gründe hierfür aber lagen vor allem in der kurz-sichtigen, allen Neuerungen mit großer Skepsis gegenüberstehenden Zurückhaltung der militärischen Stellen und der ablehnenden Haltung der kgl. Technischen Gewerbe-Deputation zu den verschiedenen Gesuchen der Firma um Patentschutz.

V/VI/29



Bayrisches Geschütznahmecommando
beim Bochumer Verein 1867.

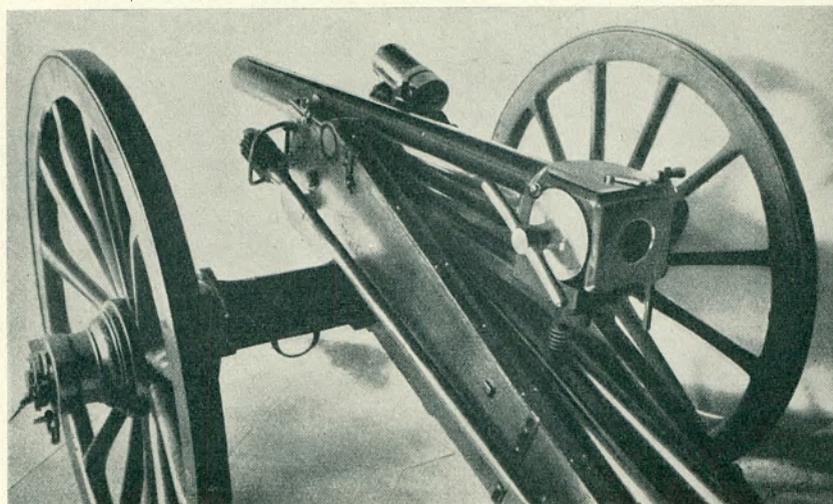
Ufen: 7,8-cm-Gußstahlkanone,
1867 für die bayerische Armee geliefert,
heute im Bayerischen Armeemuseum, München.

„Am Anfang aber steht“ — um hier den Ausführungen von Dabrig zu folgen — „das Faktum, daß die Gußstahlkanone sowohl von Alfred Krupp auf der Essener Gußstahlfabrik wie von Jacob Mayer in der Bochumer Stahlschmelze nahezu zur gleichen Zeit in völliger Unabhängigkeit erfunden wurde.“

Die Leistungen des Bochumer Vereins während des Weltkrieges, in dessen Verlauf er, obwohl bei Kriegsbeginn nicht auf die Fertigung von Kriegsmaterial eingestellt, seine Produktion an Geschützrohren allmählich auf 3000 Stück monatlich zu steigern vermochte, würdigte ein nach Kriegsende vom Abwicklungsrat des Kriegsministeriums ausgestelltes Zeugnis, in dem es unter anderem heißt: „Für seine großen Verdienste, die sich der Bochumer Verein um die Geschützrohrherstellung, sowohl was die Güte seiner Rohre als auch die gelieferte Anzahl betrifft, erworben hat, gebührt ihm der volle Dank des Vaterlandes.“

Den Einsatz des Werkes im gegenwärtigen Schicksalskampf zu würdigen, muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Beschränken wir uns daher darauf, uns den Wünschen anzuschließen, die der Chef des Heereswaffenamtes, General Leeb, dem Werk zu seinem hundertjährigen Bestehen entbot:

„Im Geist seines Gründers hat der Bochumer Verein ein Jahrhundert im Kampf und Arbeit für Deutschlands Weltgeltung und für Deutschlands Waffensieg gestanden. Er trägt auch heute einen hervorragenden Anteil zum Endkampf um deutsches Schicksal bei. Die Größe dieser vaterländischen Leistung einer mustergültigen Werksgemeinschaft wird erst rückschauend nach dem Sieg voll gewürdigt werden können. Für das bisher Geleistete sei aber Führung und Gefolgschaft Dank und Anerkennung ausgesprochen. Möge es dem Bochumer Verein beschieden sein, ein weiteres Jahrhundert seiner Geschichte nicht nur mitzuhelfen an der Erringung des Sieges, sondern noch mehr: wieder mitzubauen an den Werken des Friedens in einem endlich freien großen Deutschen Reich, in einem neuen Europa und einer neuen Weltordnung.“





Sichtbild: Ruffel.

Ferienhäuser des Bochumer Vereins auf der Walter-Borbet-Höhe bei Werdohl.

stimmt wurde“. Und diese Kasse wurde eingerichtet, nicht etwa als es der Firma besonders gut ging, sondern in den sorgenvollen Zeiten des Aufbaus, als man nicht wußte, woher man die für die Fortführung des Betriebes unbedingt notwendigen Mittel nehmen sollte.

Daß ein Werk, welches den erkrankten Arbeitern seine besondere Sorge angedeihen ließ, schon frühzeitig sein Augenmerk der Wohnungs- und Siedlungsfrage zuwandte, ist nach allem nicht verwunderlich. So führt von dem 1857 errichteten „Kost- und Logierhaus“, das, verschiedentlich erweitert, schließlich 1200 alleinstehenden Arbeitern Unterkunft und Verpflegung gewährte, eine gerade Linie über die 1866 von Louis Baare gegründete Musterkolonie Stahlhausen bis zu dem Kranz von neuen Siedlungen, die heute das Werk umgeben, und die neben manch anderer neuen Einrichtung auf diesem Gebiete von der Sorge des Sozialpolitikers Walter Borbet künden, der trotz des Uebermaßes aller auf ihm lastenden Arbeiten ebenso wie seine Vorgänger eine seiner Hauptaufgaben darin sah, die soziale Einrichtung des Bochumer Vereins mit der technischen gleichen Schritt halten zu lassen, das heißt auch jene führend und vorbildlich zu gestalten. Zwei besonders charakteristische Beispiele seien aus der Fülle herausgehoben, da die Begleitumstände hier eine besonders verständliche Sprache reden.

Vom Aufkeimen der Arbeiter-Siedlungsfragen an bis in die jüngste Vergangenheit erschien der Bau werkseigener Wohnungen, die dem Arbeiter zur Miete überlassen wurden und die freigegeben werden mußten, sobald sich das Arbeitsver-

hältnis aus irgendeinem Grunde löste, so selbstverständlich, daß kaum die Fachliteratur andere Möglichkeiten ermog. Walter Borbet entschloß sich als erster zu einem Versuch, der als richtungweisend angesprochen werden muß: Er gab im Jahre 1935 Anweisung, ein Siedlerdorf mit Schule, Grünanlagen und Spielplätzen zu bauen, dessen 400 Einfamilienhäuser einschließlich je 700 Quadratmeter Nutzland zuverlässige, rassistisch und erblich gesunde Gefolgschaftsmitglieder bei Aufbringung von etwa 25% der Grundstücks- und Baukosten (das erforderliche Eigenkapital betrug im Durchschnitt rund 1500 Mark) nach drei bis vier Jahren als Eigentum erwerben konnten. Hier war auf einmal das bisher herrschende Prinzip, die Benutzung der Werkswohnung vom bestehenden Arbeitsvertrag abhängig zu machen, bewußt durchbrochen: die betriebliche Heimstätte war zur wirklichen Heimat des Arbeiters, seiner Familie und seiner Nachkommen geworden, denen sie ohne jeden Vorbehalt zu erb und eigen, gleichsam als Arbeitererbbhof, anvertraut wurde.

Eine soziale Schöpfung Borbets, die auf den waldigen Höhen des Sauerlandes erbauten Ferienhäuser für erholungsbedürftige Gefolgschaftsmitglieder, sei schließlich als besonders charakteristischer Ausdruck lebendiger Werksgemeinschaft angeführt: Die Gefolgschaft machte ihrem Betriebsführer anlässlich seines fünfundzwanzigjährigen Werkjubiläums eine Geldsammlung zum Geschenk, über die er nach freiem Ermessen verfügen sollte. Von der Firma verdoppelt, fand die Spende in der Errichtung der erwähnten Ferienheime ihre schönste und sinnvollste Verwendung.

„Der Einzelne ist nichts, die Gemeinschaft alles.“

„Das Gemeinsame stützt den Staat, das Selbstfüchtige löst ihn auf. Deshalb ist es nützlich, wenn das Gemeinsame dem Einzelnen vorangestellt wird.“ Plato (300 v. Chr.)

Wir können nur vorwärts und dann zur Wiedergeburt oder vielmehr Neugeburt gelangen, wenn auch bei uns das Wohl des Einzelnen als Ausfluß des Wohles des Ganzen begriffen wird.“ Hans Grimm, 1927.

Es mag auf den ersten Blick abwegig anmuten, wenn abschließend eine Frage aufgeworfen wird, die über den Rahmen einer Jubiläumsbetrachtung hinauszugehen scheint: Wie wirkt sich eine hundertjährige Tradition und ein ebenso lange in den Herzen der Gefolgschaft verankerter Gemeinschaftsgeist in der Haltung dieser Gefolgschaft gegenüber den großen zeitbewegenden politischen Geschehnissen und Vorgängen aus?

Hierfür zwei Beispiele, eines aus der Vergangenheit, ein zweites aus der jüngsten Gegenwart:

Als der Reichstag im Jahre 1884 Bismarck demonstrativ eine geringe Summe für die Vorbereitung der von ihm angestrebten Kolonialpolitik verweigerte, sandte die Belegschaft, insgesamt 4386 Arbeiter und Beamte des Bochumer Vereins, an den Fürsten eine Huldigungsadresse, die es keineswegs bei platonischer Zustimmung zu seiner Politik beließ, sondern — vielleicht zum ersten Male in der deutschen Geschichte überhaupt — zu einer Art von Nationalspende aufrief und damit gleichzeitig dem Gedanken einer gegen die vaterlandslose Politik des Reichstages protestierenden Abstimmung aller Werkstätigen Ausdruck verlieh. Die über den äußeren Anlaß weit hinausgehende Bedeutung dieses Schrittes dürfte eine ungekürzte Wiedergabe der „Adresse“ rechtfertigen:

„Die unterzeichneten Beamten, Meister und Arbeiter des Bochumer Vereins für Bergbau- und Gußstahlfabrikation wollen hierdurch ihrem schmerzlichsten Bedauern Ausdruck geben, daß dem berühmten Leiter unserer auswärtigen Politik durch eine unnatürliche Coalition im Reichstage die Mittel verweigert werden, welche notwendig sind, um im Interesse und zum Heil unseres Vaterlandes eine erhöhte Tätigkeit der Reichsregierung, insbesondere zur Erwerbung und Erschließung ferner Weltteile für unsern deutschen Arbeitsmarkt zu ermöglichen.

Nicht mit viel versprechenden Worten, nein mit wirksamen Taten ist unser hochverehrter Herr Reichskanzler für die deutschen Arbeiter eingetreten. Es ist nicht allein seine wirksame Fürsorge, durch die veränderte Zoll- und Handelspolitik eine Vermehrung der deutschen Arbeitsgelegenheit herbeizuführen, wofür wir von Herzen dankbar sind, er hat auch durch die seiner Initiative entstammenden Gesetze über das Kranken- und Unfallwesen seine Fürsorge für das Wohl der Arbeiter praktisch bewiesen und sein Bestreben ist noch auf weitere Ziele zu Gunsten derselben gerichtet.

Alle unabhängigen, selbst denkenden Arbeiter wissen solche Politik, gegenüber nichts einbringenden noch so schönen Reden, zu würdigen und sind dankbar für solche factische Hilfe, wollen aber auch nur in diesem Sinne im Reichstage vertreten sein.

Wir protestieren daher hierdurch gegen die im Reichstage erfolgte Ablehnung einer verhältnismäßig geringen Summe von nur M. 20 000, — und um unserem Protest einen praktischen Nachdruck zu verleihen, fordern wir unsere deutschen Mitarbeiter auf, sich, wie wir, jeder mit einem Groschen, den wir als jährlichen Maximalbetrag für uns festsetzen, an den im deutschen Reich beabsichtigten Sammlungen zu beteiligen, um für die laufende dreijährige Reichstags-Periode jährlich die genannte Summe von 20 000, — Mark aufzubringen und dem Herrn Reichskanzler zu freier Verfügung zu überweisen.

Bochum, den 19. Dezember 1884.

Folgen 4386 Unterschriften.

Die Erwiderung des Fürsten Bismarck lautete:

Berlin, den 24. Dezember 1884.

Ihr Hochwohlgeboren Schreiben habe ich erhalten und bitte, den Arbeitern Ihres Werkes meinen verbindlichsten Dank für das Anerbieten ihrer Unterstützung sagen zu wollen. Wenn ich auch nicht in die Lage kommen werde, das mir zur Verfügung gestellte Geld zu verwenden, so hat mich doch die opferwillige Gesinnung, mit der mir dasselbe geboten wird,

herzlich erfreut. Ich sehe darin ein Zeichen des Vertrauens in die Bestrebungen der Regierungen, das Los der arbeitenden Bevölkerung zu verbessern und fühle mich ermutigt, wenn ich im Sinne der Intentionen Seiner Majestät des Kaisers ferner tätig bin. Daß die Arbeiter sich bei ihrer Kundgebung Ihrer Leitung anvertraut haben, zeigt ein Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, von dem ich im Interesse unserer sozialpolitischen Gesetzgebung wünsche, daß es überall stattfinden oder sich bilden möge.

gez. v. Bismarck.

An den Geheimen Commerzienrath

Herrn Baare, Hochwohlgeboren,

Bochum.

Das zweite Beispiel ist dem Geschehen des Jahres 1934 entnommen, reicht aber mit seinen Wurzeln bis in die mit sozialen und politischen Spannungen überfüllte Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung. Es beleuchtet — die sich eben ankündigende Wandlung prophetisch vorausahnend — den in lichten wie in trüben Zeiten gleich starken Geist einer durch äußere Einflüsse unerschütterten Werksgemeinschaft.

Im Jahre 1934 ist bei der seit rund sieben Jahrzehnten üblichen Jubiläumsfeier Sprecher der Gefolgschaft der Oberwächter Konrad. Rückblickend auf die vergangenen Jahre politischer Spaltung und Zersplitterung, die 1928 die Werkleitung zur Absage der Jubiläumsfeier — seit Jahrzehnten geheiligter Traditionsbrauch zu Ehren der im Werk Bewährten und zur Erneuerung des gegenseitigen Treuebekenntnisses zwischen Führung und Gefolgschaft — zwang, spiegelt seine Rede die Gesinnungswende der Zeit wider und gipfelt in einem glühenden Schwur echter Mannentreue. Einige Gedanken der Ansprache seien hier wörtlich angeführt:

„Wie im Reich das deutsche Volk einen langen Weg der Irrungen und Wirrungen durchschreiten mußte, um endlich zur Einkehr zu gelangen, so war es auch innerhalb unseres Kreises, in der uns alle miteinander eng verbindenden Betriebsgemeinschaft.

Sie, Herr Generaldirektor, haben schon seit über einem Jahrzehnt es nicht an hinreichenden Mahnungen und Warnungen vor der unsere Betriebsgemeinschaft zerstörenden Zwietracht fehlen lassen. Mancher unter uns hat es schon seinerzeit verstanden, heute werden wohl alle Gefolgschaftsmitglieder Ihre damaligen Maßnahmen verstehen. Die härteste, aber auch zugleich wirkungsvollste war die Ablehnung der Jubiläumsfeier im Jahre 1928. Mit bewegter Teilnahme hat mancher Vorgesetzte und Kamerad der damaligen davon betroffenen Jubilare diese harte Maßnahme hinnehmen müssen.

... Wie schwer wird es aber erst Ihnen, Herr Dr. Vorbet, geworden sein, einen solchen Entschluß und Entscheid damals treffen zu müssen. Sie wußten, daß Männer einer langen und treuen Pflichterfüllung nicht auf Anerkennung noch Lob warteten, ebenso wußten Sie, daß das, was einmal in einer Betriebsgemeinschaft zur Tradition geworden ist, tief gewurzelt hat und fest verwurzelt bleibt.

Wie aber im Leben der Ruf: ‚Landvogt, bleibe hart!‘ seine volle Gültigkeit hat, so haben auch Sie durch Ihre damaligen Maßnahmen gleich einer angewandten Gewaltkur das Traditionelle unserer Betriebsgemeinschaft vor dem Absterben gerettet und zu neuem Leben erweckt. Dies ist allein Ihr Verdienst.

Es war ein heiliges Erbe, das uns, der Gefolgschaft, gegeben wurde, damit auch wir es hüten und wahren sollten.

Und doch hätten wir es uns fast zertrümmern lassen, so nicht die offene Kampfansage von Ihnen an die damaligen Saboteure der Betriebsgemeinschaft gefolgt wäre. Dies brachte klare Trennung unter der Devise: ‚Wer nicht für mich ist, ist wider mich‘, und jeder Werkkamerad mußte selbst entscheiden.

Es heißt diese Erkenntnis immer zu wahren und sie unsere Kinder zu lehren, wie sie uns von den Vätern überliefert wurde. Nur so sei unser bleibender Dank ein Dank durch die lebendige Tat, sie heißt Treue, und Treue zu halten dem Führer unserer Gefolgschaft ist oberstes Gebot.

Dann wird das, was unser Gefolgschaftsführer in so treffenden Worten schon zum Jahreswechsel 1926 uns allen verkündet hat, ‚voll und ganz Erfüllung werden. Treuen Glaubens habe ich gerade diesen Jahresgruß

2 6 42 }
2 104 }

thyssenkrupp Corporate Archives

OKI
Nov
by
Jan

by

10890. 40 gun

6574. 80 wood

1883. 58 "

165. 14. gun

thyssenkrupp Corporate Archives



Auch ein einfacher
Flur spiegelt den
Geist, der im Werke
lebt.

Vorraum im
werkseigenen
Schulungsheim
des Bochumer Vereins.

Sichtbild: Kauf.

unter Glas aufbewahrt in der stillen Hoffnung, vielleicht, so ich Jubilar würde, im Namen der dann mitfeiernden Jubilare es unserem Werks- und Gefolgschaftsführer dann wieder überreichen zu können. Daß dieses nun Wahrheit geworden, und ich es überreichen darf, ohne das geringste Vor- drängen meinerseits, ist mir heute die größte Freude, und ich danke dafür dem Schicksal.

Ihr Jahresglückwunsch 1926 hatte folgenden Wortlaut:
Zum neuen Jahre!

Als ich im vorigen Jahre an dieser Stelle der Belegsgschaft ein Glückauf aussprach, geschah es mit dem Ausdruck des Vertrauens darauf, daß der bewährte Sinn unserer Werksangehörigen den Betrieb vor Erschütterungen bewahren und sicher durch die bestehenden und kommenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten geleitet werde. Ich darf heute dankbar anerkennen, daß dies Vertrauen durch ein ungestörtes Zusammenarbeiten im Werk und für das Werk im vollen Maße gerechtfertigt und weiter gestärkt worden ist. Erfolg dieses Verhaltens ist die Tatsache, daß wir mit

verhältnismäßig sehr wenig Entlassungen ausgekommen sind und im großen ganzen keine Feierschichten einzulegen brauchten.

Wenn gleichwohl die wirtschaftliche Lage sich für uns immer weiter zugespitzt hat, so sind hierfür Faktoren von welt- und volkswirtschaftlichem Gewicht maßgebend, auf die wir keinen Einfluß haben. Aber wir sind es uns und denen, die vor uns am Werk gearbeitet haben, noch mehr jedoch denen, die kommen werden, schuldig, daß wir uns durch nichts und niemanden unterkriegen lassen. Dem einheitlichen und festen Willen wird auch die jetzige Not weichen. In dieser Zuversicht Glückauf zum neuen Jahre! gez. Vorbet.

Im Namen von zwei goldenen und 134 silbernen Arbeitsjubilaren 1934, dem ersten Jahre des Gesezes zur Ordnung der nationalen Arbeit, über- gebe ich Ihren Jahresglückwunsch vom Jahre 1926, gerichtet an die gesamte Belegsgschaft des Bochumer Vereins, hiermit wieder Ihnen als unserem Werks- und Gefolgschaftsführer mit der Bitte, ihn als ein Dokument von steigendem Wert erneut Ihrer Gefolgschaft widmen zu wollen."

Die beiden hier geschilderten Begebenheiten haben mehr Gemeinsames, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Lassen sie doch beide einen keineswegs alltäglichen politischen Weitblick erkennen, der sich weder durch Parateiparolen noch durch zeitgebundene politische Schlagworte beeinflussen läßt, und verraten eine selbständige Urteilskraft, die mit klarem unbestechlichem Gefühl für das Wesentliche nicht bei der Erkenntnis stehenbleibt, sondern freimütig bekennend oder entschlossen handelt. Weiter kommt in ihnen — und dies ist vielleicht noch bedeutender — eine Einmütigkeit des Wollens und Handelns zum Ausdruck, die in Anbetracht der in beiden Fällen vorliegenden politischen Hochspannung, welche jeden einzelnen zu einer persönlichen, von der Meinung der anderen mehr oder weniger abweichenden Stellungnahme zwang, geradezu erstaunlich ist, vor allem, wenn man sich die bunte Zusammenstellung der „zufällig“ durch die gleiche Arbeitsstätte zu gleichem Tagewerk verbundenen Belegschaft vergegenwärtigt. Erstaunlich bleibt diese einheitliche Haltung allerdings nur so lange, als man es unterläßt, einmal die Frage aufzuwerfen und kritisch zu untersuchen: Hat für die Gefolgschaft des Bochumer Vereins bei der Suche nach dem Arbeitsplatz wirklich in den meisten Fällen der Zufall eine ausschlaggebende Rolle gespielt oder waren hierfür andere Gründe maßgebend?

„Es ist der Geist . . .“

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten.“

Goethe, „Torquato Tasso“.

Es ist an anderer Stelle schon erwähnt, daß der Gründer der Bochumer Gußstahlfabrik sich „seine Leute aussuchte“, und daß zahlreiche Eisenhüttenleute aus der Eifel bereitwillig seinem Rufe folgten. Dieses „Sich aussuchen können“ hat trotz des ins Niesenhafteste gestiegenen Bedarfs an Arbeitskräften ein Jahrhundert hindurch die Zusammensetzung und das Gesicht der Belegschaft entscheidend bestimmt.

Nicht der Zufall wehte dem Bochumer Verein die Kräfte zu, mochten auch die wachsenden Räume und Hallen nach werkenden Händen unablässig rufen, sondern es war immer eine Ehre, hier wirken zu dürfen. Und wo die Ehre das erste Wort hat, trennt sich die Spreu vom Weizen. Gewiß, die Werkföhrung konnte sich bei der Auswahl der benötigten Arbeitskräfte nicht auf die nähere Umgebung Bochums beschränken, sondern ergriff auch, und durchaus nicht ungern, arbeitswillige Hände, die, dem Heimatboden entwurzelt, an die Werkstore pochten. Denn sie wußte, daß „entwurzelt“ keineswegs gleichbedeutend war mit „morsch“, sondern sehr häufig nur die Auswirkung eines übermächtigen Schicksalssturmes kennzeichnete, der neben allem Morschen auch manch lebensfrisches Reis und manchen in voller Blüte stehenden Baum aus seinem Boden riß und nicht danach fragte, ob er stark genug war, aus eigener Kraft im Heimatboden oder in fremder Erde wieder Wurzel zu fassen.

Nicht als bloße allgemeine Bestätigung des eben Gesagten seien die nachfolgenden Sätze von Hans Grimm aus seinem unvergänglichen „Volk ohne Raum“ hier eingefügt:

„Für Männer, die hinaus müssen und weg und fort aus dem Tale und vom Lande und vom Walde und von der Verwandtschaft und Bekanntschaft und den alten Zusammenhängen der Väter — weil wohl die Menschen sich immerfort mehren, aber die Feldmark zwischen den Wäldern dieselbe bleibt, und die Arbeit, die der Wald gibt, ein bestimmtes Maß nicht zu überschreiten vermag —, kann dies auf zweierlei Weise geschehen. Sie können ein Handwerk gelernt haben, damit sie zeitweilig im Tale Beschäftigung finden; dann ist die Fremde nur ein Zwischenspiel, und Sinn und Seele nähren sich weiter aus dem Wurzelboden der Heimat. . . Die zweite Weise für einen, dem es im eng gewordenen Tale und Arbeit fehlt, ist, daß er sich völlig von seinem Wurzelboden scheidet und fortmacht in die Fremde.“

Und dann folgt, ohne Übergang und unvermittelt, der Satz, um dessentwillen auch die voraufgehenden Platz gefunden haben:

„Bochum nennen die Burschen vor ihrem Absprung am meisten.“

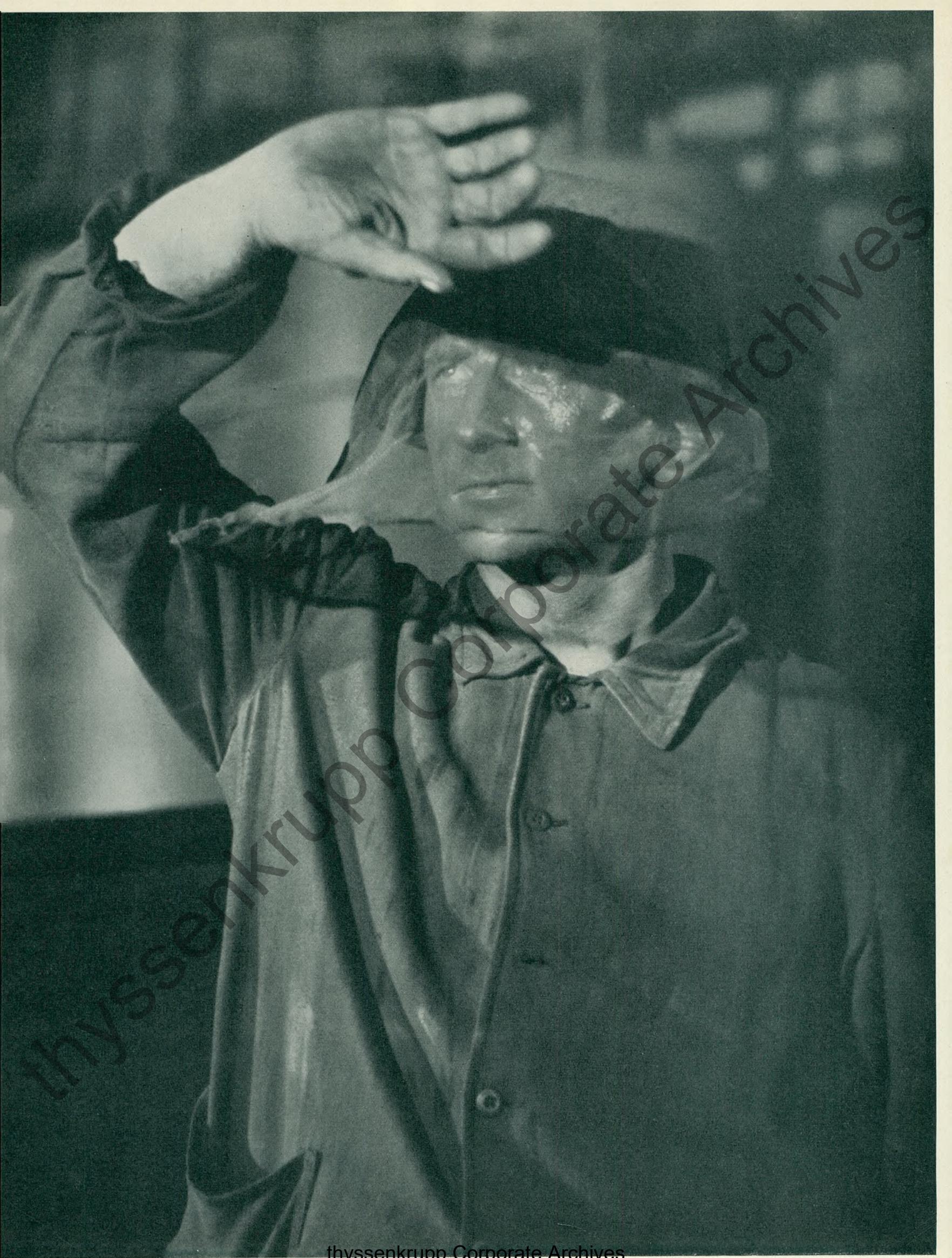
Bochum aber war damals, um die Jahrhundertwende, gleichbedeutend mit dem Bochumer Verein. Bis in die entlegenen Weserdörfer, bis nach Gieselwerder und Lippoldsberg, nach Odelsheim und Jürgenshagen, bis nach Hilwartswerder und Bodensfelde also war inzwischen, wahrscheinlich durch Berichte früher „Entwurzelter“, die Kunde gedrungen, daß man hier wieder Wurzel fassen konnte, zwar in einem andern, den westfälisch-hessischen Bauernsöhnen gänzlich fremden Boden und inmitten einer neuen Umwelt, die aber wenigstens etwas besaß, was für sie alle selbstverständliche Voraussetzung jeglichen Werkens und Wirkens war: Berufsstolz, Tradition und Gemeinschaftsgeist.

Es gibt beim Bochumer Verein heute zahlreiche Familien, die dem Werk bis in die dritte, ja vierte Generation die Treue hielten, und es ist durchaus verständlich, wenn das Werk selbst hierauf ebenso stolz ist wie die Söhne, Enkel und Urenkel dieser Erbarbeiterfamilien. Zu noch größerem Stolz aber dürfte das Ergebnis einer gewissenhaften, ebenso in die Breite wie in die Tiefe gehenden Untersuchung berechtigen, die darauf abzielt, einmal festzustellen, wieviel wertvollen, im Lebenssturm ohne eigenes Verschulden entwurzelt deutschen Menschen der Bochumer Verein das Tor zu einem neuen Leben geöffnet hat. Denn damit würde nicht nur nüchtern zahlenmäßig belegt werden, in welchem Ausmaß das Ziel erreicht wurde, das sich der Begründer des Werkes einst steckte und 1846 in seinem „Promemoria“ mit den Sätzen festhielt: „Wir wollen die tüchtigen Meisterleute in Preußenland, Leute von Talent, Muth und gutem Willen unterrichten; es soll eine Pflanzschule auf unserer Fabrik geben, wo die braven Söhne guter Eltern unsere Anweisungen empfangen sollen . . . und das schwere preußische Geld bliebe im Lande und ernährte viele tausende von fleißigen Händen und treuen, fröhlichen Untertanen.“

Eine solche Untersuchung würde vielmehr gleichzeitig, weit über den Rahmen eines einfachen Kapitels der Werksgeschichte hinausgreifend, an einem einleuchtenden Beispiel zeigen, wie das „Revier“, jahrzehntelang beliebter Prügelnabe dogmatischer Parteipolitiker der Linken wie der Rechten und willkommener Zummelplatz für Steckenpferde weltfremder Kathedersozialisten aller Schattierungen, einer seiner größten Aufgaben gerecht geworden ist, ohne viel Aufhebens davon zu machen: den überschüssigen Strom besitzloser, landflüchtiger deutscher Bauernjugend, die als Zweit- und Drittgeborene Haus und Hof verlassen und in der Fremde ihr Glück suchen mußten, noch innerhalb der Reichsgrenzen aufzuhalten, die brachliegenden Kräfte an geeigneter Stelle einzusetzen, in ihnen durch Vorbild und Beispiel den Glauben an die Würde und den Adel der Industriearbeit zu wecken und ständig zu vertiefen und — sie zu Ahnherren neuer hoffnungsfroher Gesellschaften werden zu lassen, deren Söhne und Enkel heute Glieder einer großen festgefügteten Werksgemeinschaft sind. Nicht etwa, weil ihnen keine andere Wahl blieb oder gar, weil sie nicht anders konnten, sondern weil sie nicht anders wollen. Um Aufstiegsmöglichkeiten ist ihnen nicht bange. Das Wort vom Propheten, der nichts in seinem Vaterlande gilt, kannte man nie beim Bochumer Verein. Das wissen sie nicht nur von ihren Eltern und Nachbarn und Werkfame-raden, sondern auch aus der Geschichte des Werkes. Denn auch sein Begründer begann als einfacher „Mechanikus“. Und doch lief das Echo der Hammerschläge, mit denen er die Bruchstücke einer seiner ersten Gußstahlglocken aus-schmiedete, um den Erdball.

Rechts: Einer vom Bochumer Verein.

Lichtbild: Künzle.





Lichtbild: Vennestruhe.

Ausklang.

Wir stehen am Ende unseres Streifzuges durch die hundertjährige Geschichte des Bochumer Vereins. Manches wichtige und bedeutsame Blatt mußte überschlagen, manch anderes konnte nur flüchtig gestreift werden. Was uns vorschwebte, war, zu versuchen, das Werden und Wachsen des Werkes aus den geistigen und seelischen Triebkräften zu deuten, die bei seiner Geburt Pate standen und es auf seinem langen Lebensweg bis heute treu begleiteten. Dem Goethewort: „Am farbigsten Abglanz haben wir das Leben“ folgend, haben wir einige wenige Ereignisse und Begebenheiten, in denen sich Geist, Haltung und Leistung besonders eindrucksvoll widerspiegelten, herausgegriffen und in den Mittelpunkt unserer Betrachtung gerückt. In unseren Eingangssätzen deuteten wir auf die Ähnlichkeit zwischen der Entwicklung eines großen

Menschen und der eines bedeutenden Werkes oder einer überragenden Leistung hin. Den Schlüssel für diese Wesensähnlichkeit gibt das Wort, das wir zum Ausgang unserer Betrachtung machten: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!“ Wenn es gelungen sein sollte, einen Hauch dieses Geistes einzufangen und spürbar zu machen, ist Sinn und Aufgabe dieses Beitrages erfüllt.

Quellen: Dr. Walther Dabrig, Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation. Neun Jahrzehnte seiner Geschichte im Rahmen der Wirtschaft des Ruhrbezirks. Düsseldorf 1934.
 W. Bertram: Jacob Mayer, der Erfinder des Stahlformgusses. Berlin 1938.
 W. Baumeister: Louis Baare, ein westfälischer Wirtschaftsführer aus der Bismarckzeit. Essen 1937.
 Soziale Arbeit. Bochum 1942.

*

Die Rede Wilhelm Eitels „Von der schöpferischen Kraft des Krieges“ ist als Kriegsvortrag der Universität Bonn bei der Universitäts-Buchdruckerei Gebr. Scheur, Bonn, in Heftform erschienen. Der Preis beträgt RM. 0,30.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter: W. Debus.
 Schriftleitung: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Str. 29. — Fernsprecher: Düsseldorf 10231. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf.